

ZH

In Bewegung
Was uns antreibt

N° 3/19
DAS MAGAZIN DER
ZÜRCHER KANTONALBANK



Urbane Mobilität
Visionen für morgen
Seite 18

Klimawandel
Mobilisiert Jung und Alt
Seite 30

10 Sechs weitere im Kanton
beliebte Bewegungsinitiativen



Zürich tanzt

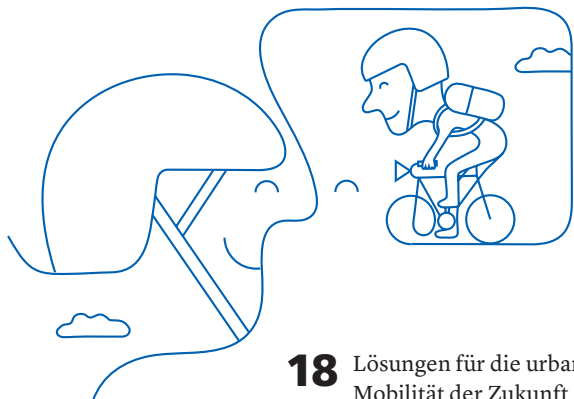
Die Stadt wird zur Tanzbühne

Rund 15'000 Tänzerinnen und Tänzer schwangen bei der Ausgabe 2019 ihr Tanzbein. **ZÜRICH TANZT zählt 40 Schauplätze** und 100 Veranstaltungen. **Die Veranstaltungen** finden in bekannten Locations sowie auf öffentlichen Plätzen statt.

Ob Lindy Hop, Modern Dance, Jazz oder Salsa – für ein Frühlingswochenende lädt ZÜRICH TANZT die ganze Stadt ein, in die Welt der zeitgenössischen Tanzkultur einzutauchen. ZÜRICH TANZT wurde 2006 ins Leben gerufen. Tänzerin und Choreografin Andrea Boll (Cover) ist seit der ersten Ausgabe dabei. Im Namen ihrer Kompanie Bollwerk führt sie seit 2014 interaktive Performances durch: Zusammen mit einer Gruppe tanzt sie sich durch die Strassen von Zürich. «Am Anfang fanden es die Leute komisch und verstanden nicht, was wir tun. Mittlerweile hat sich der Event etabliert und die Zürcher sind offener geworden.»

In Bewegung

Ob Menschen oder Güter – alles ist in Bewegung, Mobilität ist ein Megatrend. Dieses «ZH» widmet sich dem Unterwegssein.



18 Lösungen für die urbane Mobilität der Zukunft



24 Streetfood bringt exotische Leckerbissen nach Zürich

KLIMA-SCHUTZ, GOPFRID-STUTZ

30 Die Klimabewegung mobilisiert Jung und Alt



42 Rütteln an Theatertraditionen: Nicolas Stemann und Benjamin von Blomberg vom Schauspielhaus Zürich

- 5** **Standpunkt** mit CEO Martin Scholl
- 7** **Kanton Zürich in Zahlen** Landwirtschaft
- 8** **Was läuft?** Oktober bis Dezember
- 9** **Ortstermin** 5 Mal Richterswil

IN BEWEGUNG

- 10** **Der bewegte Kanton**
Beliebte Sportevents und ihre Wurzeln
- 18** **Smarte Wege für morgen**
Ein Verkehrsplaner und ein Mobilitätsforscher blicken voraus
- 24** **Internationale Leckereien mobil serviert**
Streetfood – Analyse eines Trends
- 28** **Ganz natürlich**
Bewegungsphänomene aus Flora und Fauna
- 30** **Es gibt keinen Planeten B**
Zürich hat eine breit abgestützte Klimabewegung
- 36** **Mobil bezahlen – aber womit?**
Die wichtigsten Apps im Vergleich
- 40** **Fitness als sozialer Event**
Wie sportlich Zürcher wirklich sind
- 42** **«Wir haben keine Lust auf alte Rollenzuschreibungen»**
Die neue Schauspielhausleitung im Interview
- 46** **Macht Mitgefühl ungerecht?**
Nein, es brauche aber einen bewussten Umgang damit, sagt Philosophin Barbara Bleisch
- 49** **Welt und Wirtschaft** Offensiver Realismus
- 50** **Meine Bank** Hans Brunner, Hüter alter Sorten



«ZH» online lesen und gewinnen
Wir verlosen 3 x 2 Tickets für eine Vorstellung nach Wahl am Schauspielhaus Zürich. Bis 31.10.2019 mitmachen unter www.zkb.ch/zh

Impressum

Herausgeberin Zürcher Kantonalbank Redaktion Simona Stalder (Chefredaktion), Dagmar Laub, Jan Philipp Betz, Dominik Streich, Julia Gaiser, Hugo Vuyk Kontakt zur Redaktion redaktion-zh@zkb.ch
Konzept, Bildredaktion und Realisierung Crafft AG Lithografie und Korrektorat n c ag Druck PMC Print Media Corporation Anzeigenverkauf inserate-zh@zkb.ch Auflage 50'000 Exemplare, erscheint viermal jährlich. Nachdruck nach Absprache mit der Redaktion unter Angabe der Quelle gestattet. In der Schweiz gedruckt auf 100%-Recycling-Papier.

ZH – das Magazin der Zürcher Kantonalbank, Ausgabe 3/2019, 31. Jahrgang, 125. Ausgabe



Folgen Sie uns auf:



UNIQAMO®



DETAIL STUDIOS

SCHWEIZER UPCYCLING VOM FEINSTEN

UNIQAMO veredelt gebrauchte Weinkisten und Kabeltrommeln in einzigartige, liebevoll von Hand gefertigte Designmöbel wie Regale, Beistell- und Couchtische sowie diverse Wohnaccessoires. Dabei legt das junge Zürcher Label viel Wert auf eine soziale und nachhaltige Produktion. Und auf Wunsch lassen sich die Designmöbel auch individuell gestalten.

UNIQAMO.COM



DETAIL STUDIOS

SHOWROOM UNIQAMO | Bachstrasse 9, CH-8038 Zürich
BESUCH NACH VORANMELDUNG | farid@uniqamo.com

Kontinuität dank Beweglichkeit



Martin Scholl
CEO Zürcher Kantonalbank

Wann hatten Sie Ihr erstes Handy? Je nachdem, wie alt man ist, klingt diese Frage anders. Unsere Kinder wachsen mit dem Smartphone auf. Informationen per Wisch abzurufen, ist für sie so alltäglich wie Velofahren. Wer dagegen nicht zu den Digital Natives zählt, erinnert sich an eine Zeit, in der man unter dem Begriff «Natel» noch das mehrere Kilo schwere Nationale Autotelefon verstand und Börsenkurse in den Zeitungen suchte.

Das liegt keine 25 Jahre zurück. Damals stellte das Internet noch ein Randphänomen dar. Viele Menschen meinten, es handle sich dabei um einen kurzfristigen Hype. Zum Beispiel Bill Gates, der Gründer von Microsoft. Heute schmunzeln wir darüber ebenso wie über die Einschätzung von IBM-Präsident Thomas J. Watson anno 1943, wonach der weltweite Bedarf an Computern bei fünf Stück liegen würde.

Die Digitalisierung ist längst in alle Lebensbereiche eingedrungen, Banking inklusive. Das Beispiel zeigt uns: Wandel vollzieht sich oft schneller und tief greifender, als wir uns vorstellen können. Durch die rasant fortschreitende technologische Entwicklung stehen wir heute an der Schwelle zu ungeahnten Möglichkeiten, etwa in den Bereichen Medizin, erneuerbare Energien, Biotechnik und künstliche Intelligenz. Während dadurch viele Chancen winken, lassen sich auch Risiken erkennen.

Als Zürcher Kantonalbank zeichnen wir uns durch Kontinuität und Stabilität aus. Gleichzeitig sind wir stets beweglich geblieben. Deshalb hat sich an unserer Rolle als beliebteste Bank der Zürcherinnen und Zürcher nichts verändert – das eine geht nicht ohne das andere. Indem wir wirtschaftliche, gesellschaftliche und technologische Trends frühzeitig erkennen, daraus die richtigen Schlüsse ziehen und adäquat handeln, können wir die Zukunft erfolgreich mitgestalten.

Damit diese stetige Weiterentwicklung gelingt, halten wir an Bewährtem fest, schaffen aber auch Platz für Neues: neue Prozesse, neue Angebote, neue Visionen. Nie als Selbstzweck, sondern immer im Dienst unserer Kundinnen und Kunden. So vereinen wir die Stärken einer etablierten Institution mit dem Hunger und dem Biss eines Start-ups. Wir bleiben in Bewegung – seit 149 Jahren. <

WILLKOMMEN BEI ViCAFE RÖSTEREI & ESPRESSO BARS

UNSERE STANDORTE:

BAHNHOFSTRASSE

MÜNSTERHOF

BELLEVUE

GOLDBRUNNEN

GEROLDSTRASSE

EGLISAU

LE CAFÉ ENSOIE BY ViCAFE

AB NOVEMBER 2019 AUCH IN BASEL

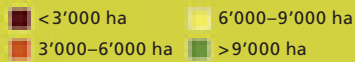
ONLINE: vicafe.ch



Kanton Zürich in Zahlen



Landwirtschaftliche Nutzfläche pro Bezirk in Hektaren (2018)



Viehzahlen (2018)



93'564
Rinder



davon:
42'188
Kühe



37'859
Schweine



15'025
Schafe

Strickhof Wülflingen



Strickhof Lindau

Dübendorf
hat die meisten Schafe

Strickhof Zürich

1'171

Strickhof Affoltern am Albis

2'337

Mettmenstetten
hat die meisten Schweine

Strickhof Au-Wädenswil

3'991

Wädenswil
hat die meisten Rinder

3'346

Landwirtschaftsbetriebe
im Kanton (2018)

Beschäftigte in der Landwirtschaft

Voll- und Teilzeit



Strickhof

Das kantonale Kompetenzzentrum für Bildung und Dienstleistungen in Land- und Ernährungswirtschaft verteilt sich auf fünf Standorte.

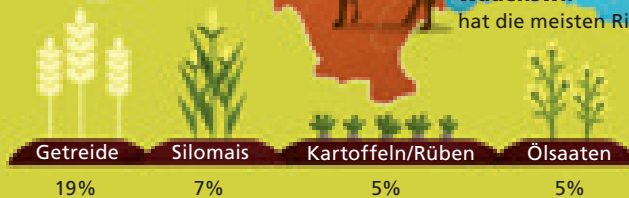
664

Lernende absolvierten 2018 eine landwirtschaftliche Aus- oder Weiterbildung am Strickhof.



Top 4 Pflanzenbau (2018)

Anteil an der Gesamtanbaufläche



1/8 bio

rund ein Achtel der Landwirtschaftsbetriebe im Kanton sind biozertifiziert.

Zürcher Landwirtschaft

Im landesweiten Vergleich spielt sie eine grössere Rolle als gemeinhin angenommen.

Im Kanton Zürich bewirtschaften 3'346 Landwirtschaftsbetriebe rund 73'000 ha Land. Das sind ca. 42 Prozent, also beinahe die Hälfte der Gesamtfläche. Seit 1996 hat die landwirtschaftliche Nutzfläche aber um 5 Prozent abgenommen. Die Anzahl der Betriebe und der Beschäftigten ist zeitgleich um rund ein Drittel geschrumpft. Im Kanton Zürich

gehört heute noch 1 Prozent der Beschäftigten dem ersten Sektor an, damit liegt er im nationalen Vergleich auf den hinteren Rängen. Gemessen am Wert, den die Landwirtschaft pro Hektare Nutzfläche erzeugt, gehört Zürich jedoch zu den produktivsten Gegenden des Landes. <

Hits im Herbst

Die Kultursaison ist eröffnet und wartet mit einer Fülle von Veranstaltungen auf.

Valeria Luiselli im Literaturhaus

Valeria Luisellis Debutroman «Die Schwere-losen» (Kunstmann 2013) hat die literarische Welt im Sturm erobert. Nun kommt die mexikanische Autorin nach Zürich. 28.11.2019, www.literaturhaus.ch



«Die Zauberalterne»

Ende September startet die Zauberalterne in die neue Saison. Der Filmklub für Kinder zwischen 6 und 12 Jahren bietet qualitativ hochstehende und pädagogisch wertvolle Filme an. www.zauberalterne.ch



«Früchte des Zorns»

Christopher Rüping inszeniert am Schauspielhaus Zürich den amerikanischen Klassiker «Früchte des Zorns» von John Steinbeck. Ab 25.10.2019, www.schauspielhaus.ch



Internationale Kurzfilmtage Winterthur

Im Fokus des bedeutendsten Kurzfilmfestivals der Schweiz steht dieses Jahr das Thema «Futurisms». 5. bis 10.11.2019, www.kurzfilmtage.ch

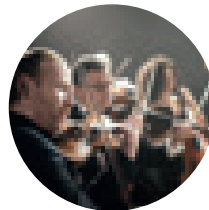


Tribute to Woodstock – 50 Jahre Peace and Music

Woodstock war weit mehr als eine kulturhistorische Fussnote. Das Theater Rigiblick widmet sich einem der spannendsten Momente der amerikanischen Gegenkultur. Diverse Daten, www.theater-rigiblick.ch

Zürcher Kammerorchester

Das ZKO und Music Director Daniel Hope eröffnen die neue Saison 2019/20 mit Mozart, Mendelssohn, Tschairowsky u. a. 22.10.2019, www.zko.ch



Dialekt-MärliMusical «Heidi»

Auf bewegende Art und mit einfühlsamen Liedern bringt Andrew Bond «Heidi» als MärliMusical auf die Bühne. Diverse Daten, www.maerlimusicaltheater.ch



Vergünstigungen

Bei den genannten Veranstaltungen erhalten Sie mit einer Kundenkarte der Zürcher Kantonalbank (z. B. Konto- oder Kreditkarte) eine Vergünstigung. Details unter www.zkb.ch/profitieren



Wintersportcamps

Von Freestyle-Snowboard über Ski bis hin zu Sportklettern können Jugendliche ein unvergessliches Aktivcamp unter Gleichgesinnten verbringen. Diverse Daten, www.sport.zh.ch

5 Mal Richterswil

Herrlich am See gelegen und doch auch optimal für Pendler.

1 Rääbeliechtli, wo gasch hii?

Immer am 2. Samstag im November gibt der erste Boller das Kommando: Im Dorfkern werden die Lichter gelöscht, auch die Strassenbeleuchtung. Beim zweiten Boller geht der Rääbeliechtli-Umzug los, der laut Guinnessbuch der Rekorder der grösste der Welt ist. Circa 29'000 Kilo Rüben werden für die Rääbechilbi angebaut, kunstvoll geschnitzt und durch Kerzen zu kleinen Laternen gestaltet. Diese werden zu grossen Installationen angeordnet oder von Kindern einzeln getragen. Die ersten Umzüge fanden um das Jahr 1860 statt – allerdings waren die Rääbeliechtli damals wohl nur Lichtquellen auf dem Weg zum Erntedankgottesdienst in der Kirche. Ein dritter Boller beendet das Spektakel schliesslich – bis zum nächsten Jahr.

2 Nicht nur für Dichter attraktiv

Die Aussicht vom «Gottfried-Keller-Plätzli» ist so berückend schön, dass sie schon vor rund 35 Jahren von der Gemeindeversammlung geschützt wurde. Seither muss sich jede Nutzungsplanung in der Umgebung daran messen lassen. Vom «Känzeli» an der Burghaldenstrasse in der Nähe des Bahnhofs geniesst man also im Wesentlichen immer noch ungetrübte Sicht auf die Glarner und Appenzeller Alpen, den Zürichsee mit den Inseln Ufenau, Lützelau und Schönenwirt und ganz Richterswil – was einst auch den bekannten Schriftsteller und Politiker Gottfried Keller dort so gern hat verweilen lassen.

3 Jakobsweg als Wirtschaftsfaktor

Im 18. Jahrhundert passierten ein Grossteil der jährlich 100'000 Pilger nach Einsiedeln den Ort Richterswil. Auf diesem Abschnitt des Jakobswegs reisten die meisten mit dem Schiff an und übernachteten im Ort, bevor es zu Fuss weiterging. Davon profitierten die Schiffer, aber auch die Gastronomie vor Ort. Die drei wichtigsten Gasthäuser gaben sich alle Namen mit religiösem Bezug, um die frommen Gäste zu locken: «Drey Könige», «Engel» und der nach der Meinradslgende benannte «Rappen». Noch heute kommen Pilger durch Richterswil. Sie übernachten gerne auch in der Jugendherberge auf dem Hornareal – einem herrschaftlichen Haus in einer ehemaligen Seidenfabrik.

4 Übers Wasser gehen kann heute jeder

Von der Halbinsel Horn führt seit 2012 ein neuer Seeuferweg bis Wädenswil. Der Weg, der teilweise auch über Holzstege führt, ist durchgehend kinderwagen- bzw. rollstuhlgängig und misst circa 6,5 Kilometer. Unterwegs

kann man überall baden. Viele Bänke, die teilweise auf in den See hinaus gebauten Podesten stehen, laden ein, die ungewohnte Perspektive zu geniessen. Auch einen Aussichtsturm kann man erklimmen. Auf dem Hornareal selbst finden sich Bade- und Grillstellen. Im Sommer kann man bei der Halbinsel surfen oder das Freilichtkino «Ciné au Lac» besuchen. Im Herbst findet hier die schönste Chilbi am See statt, sagen sie in «Richti».

5 Was es sonst noch gibt in Richterswil

- 2 BADIS AN 2 SEEN
- 101 M HOHER SPRINGBRUNNEN
- 4 S-BAHN-LINIEN
- 1 ANTHROPOSOPHISCHE KLINIK
- 13'454 EINWOHNER



In diesem Jahr findet die Rääbechilbi in Richterswil am Samstag, 9. November, statt.

Der bewegte Kanton



Wer häts erfunde? Manch eine Bewegungsinitiative hat ihre Wurzeln im Kanton Zürich, etwa jene der Schweizer Wanderwege und der Vitaparcours. Aber auch kleinere Sportevents finden hier viele Anhänger mit Spass an der Bewegung.

TEXT Leslie Leuenberger BILDER Dan Cermak

Seeüberquerung

Einmal über den Zürichsee

2019 haben 8'447 Personen den Zürichsee überquert.

Die Teilnehmer schwimmen vom Strandbad Mythenquai bis zum Strandbad Tiefenbrunnen, das sind 1'500 Meter.

2012 war ein Rekordjahr: Das Wasser war 25,9 Grad warm. Daraus erklärt sich die Teilnehmerzahl von 9'348 Schwimmern. Höher war die Teilnahme nur 2017 mit 10'705 Teilnehmern. Inzwischen liegt die Obergrenze bei 9'000 Personen.

Die Zürcher Seeüberquerung blickt auf eine lange Tradition zurück: 1985 fand sie erstmals statt – damals nur für Jugendliche. Die erste Ausgabe für Erwachsene folgte ein Jahr später. Seither haben über 100'000 Schwimmer den See überquert. Wichtig: Immer mit der offiziellen Badekappe – die ist Pflicht. Sie hilft den Rettungsschwimmerinnen und -schwimmern, den Überblick zu behalten. Auch Menschen mit Handicap können mitschwimmen. So hat zum Beispiel eine blinde Schwimmerin den See in Begleitung überquert, während ihr Blindenhund im Gepäckboot fuhr.



Zürcher Wanderwege

Über Stock und Stein

Der Verein zählt 6'700 wanderbegeisterte Mitglieder.
Die Zürcher Wanderwege erstrecken sich über 3'000 km.
12'000 Schilder führen die Wanderer durch die Landschaft.

Der Verein Zürcher Wanderwege wurde 1933 gegründet, ein Jahr vor der Dachorganisation Schweizer Wanderwege. Er ist somit der älteste der Vereinsgruppe. Zusammen mit einem Netzwerk aus ehrenamtlichen Helfern setzt sich der Verein für ein sicheres und einheitlich signalisiertes Wanderwegnetz im Kanton ein. Die Mission: Das Wandern als naturnahe Freizeitaktivität attraktiv machen. Bruno Egolf (rechts) und Walter Wettstein, beide pensioniert, sind seit 7 und 13 Jahren begeisterte Mitglieder und freiwillige Mitarbeiter. Wettstein ist seit 2008 Kreisleiter: «Heute bin ich mehrheitlich mit meiner Frau am Wandern. Der Verein ist eine tolle Sache und bedeutet uns sehr viel.»



Wanderprogramm bestellen

Die Zürcher Kantonalbank ist Hauptsponsorin des Vereins Zürcher Wanderwege und Mitherausgeberin des Wanderprogramms des Vereins. Es umfasst rund 50 Wandervorschläge und geführte Wanderungen für jede Jahreszeit. Jetzt bestellen unter www.zkb.ch/wanderprogramm

Bike to work

Ein Hoch auf das Velo

535 Zürcher Betriebe und 35'324 Angestellte haben 2019 an der schweizweiten Initiative teilgenommen.

Zusammen haben sie dieses Jahr 4'555'113 Kilometer zurückgelegt.

Mitarbeitende treten als Viererteam an. Wer fleissig in die Pedale tritt, kann Preise im Wert von insgesamt über 110'000 Franken gewinnen.

Seit 15 Jahren nehmen jedes Jahr im Mai und Juni Hunderte von Zürcher Betrieben an der Bike-to-work-Challenge teil: Die Mitarbeitenden verzichten so gut es geht auf öV und Auto und greifen stattdessen zum Velo. Wer sich an mindestens der Hälfte seiner Arbeitstage aufs Velo setzt, nimmt an der Verlosung teil. Roger Schüeber (links) ist Mitgründer des Start-ups Lings, das Fotoequipment und Fahrräder versichert. Er ist mit seinem Team das zweite Jahr in Folge mitgeradelt. Das Ziel: zusammen 1'000 Kilometer fahren. «Ich persönlich fahre Velo, weil es meiner Gesundheit guttut und weil ich Riesenspass dabei habe.»



BILD: Lucas Ziegler

Von links nach rechts: Roger Schüeber, Henrik Deecke, Thomas Kistler, Larissa Mesmer.

Vitaparcours

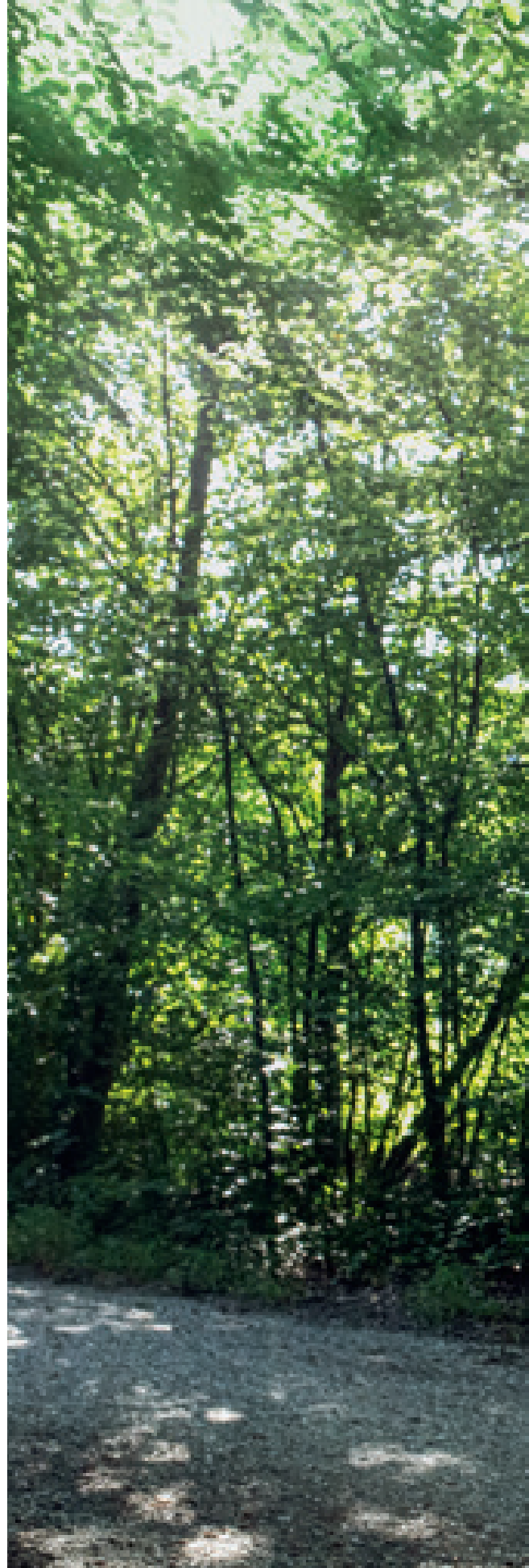
Das grösste Fitnesscenter im Kanton

Der Vitaparcours in Zürich-Fluntern war der erste in der Schweiz.

Im Kanton befinden sich 57 Parcours.

An 15 Posten können 43 verschiedene Übungen für Beweglichkeit und Geschicklichkeit, Kraft und Ausdauer trainiert werden.

Der Zurich vitaparcours macht es möglich, draussen in der Natur zu trainieren – kostenlos, rund um die Uhr und ganz nach dem eigenen Rhythmus. Die Übungen und Geräte wurden in Zusammenarbeit mit dem Sportwissenschaftlichen Institut Magglingen erarbeitet, erstmals 1968 im Auftrag der damaligen Vita-Versicherung. Davon profitiert unter anderem Katrin Voelter, Oberärztin am Tierspital der Universität Zürich. Den Parcours nutzt sie öfter für den Ausgleich zur Arbeit. «Der Vitaparcours ist für mich ein Spielplatz, er versetzt mich zurück in die Schulturnstunde. Ich kann frei sein, loslassen und wieder Kind sein.»







Cityskate

Strasse frei für die Skater

An den zweiwöchentlichen Ausfahrten rollen durchschnittlich 270 Inline-Skater durch Winterthur.

Der jüngste Teilnehmer ist 5, der älteste ist 72 Jahre alt.

Multipliziert man alle Teilnehmer mit der Anzahl der zurückgelegten Kilometer in einem Jahr, kommt man auf 42'604 Kilometer. Das entspricht einer ganzen Erdumrundung.

Cityskate Winterthur – das sind zweistündige Inline-Skating-Ausfahrten quer durch Winterthur. Die Initiative wurde 2006 ins Leben gerufen. Jeweils von April bis September, jeden zweiten Montagabend, können Inlineskater kostenlos und ohne Voranmeldung an den Ausfahrten teilnehmen. Ihnen ist völlige Freiheit garantiert, denn für die Events sperrt die Stadtpolizei extra die Strassen ab. Für Daniela Küpfer gehört Cityskate seit zehn Jahren zum Sommer dazu. Im Vordergrund steht für sie der Spass an Geselligkeit und Sport: «Es ist eine tolle Art, den Tag ausklingen zu lassen und die lauen Sommerabende zu geniessen. Auf diese Art entdecke ich meine Stadt immer wieder neu.»

Zürich Marathon

Wenn ganz Zürich die Lafschuhe schnürt

2019 haben 10'155 Läuferinnen und Läufer am Zürich Marathon teilgenommen.

Rund 70 Prozent kommen aus dem Kanton Zürich.

Der Frauenanteil beläuft sich auf 36 Prozent und ist seit 2017 um 11 Prozent gestiegen.

Der Zürich Marathon ist Teil des ZKB ZüriLaufCup und bei vielen Läufern und Läuferinnen fix im Kalender eingetragen. Nächsten Frühling findet er zum 18. Mal statt. Obwohl der Marathon (42,195km) immer noch der Kern des Lauevents ist, sind mit den Jahren kürzere Kategorien hinzugekommen: der Teamrun und der Cityrun. Somit haben Läuferinnen und Läufer auf allen Erfahrungsstufen die Möglichkeit, Marathonluft zu schnuppern. «Der Zürich Marathon soll nicht nur ein einmaliges Erlebnis sein. Wir wollen die Läuferinnen und Läufer vor und nach dem Event auf ihrer Reise begleiten und mehr Menschen zum Laufen motivieren», sagt Projektleiterin Vera Heinrich.



ZKB ZüriLaufCup

Die Zürcher Kantonalbank ist Hauptsponsorin und Organisatorin des ZKB ZüriLaufCup. Kunden profitieren u. a. von vergünstigten Startplätzen am Zürich Marathon. Weitere Informationen unter www.zkb.ch/zuerilaufcup



Smarte Wege für morgen



Weg vom motorisierten Individualverkehr hin zu einem Konzept, das auf verschiedenen Verkehrsmitteln basiert – das ist die Zukunft der urbanen Mobilität. Zürich ist auf gutem Weg, finden Mobilitätsforscher Thomas Sauter-Servaes und Verkehrsplaner Lukas Fischer.

TEXT Bettina Bhend
ILLUSTRATION Jonathan Calugi

In Sachen Shared Mobility mischt Zürich ganz vorn mit: Auf 1'000 Einwohner kommen in Zürich 6,5 Sharing-Fahrzeuge. Das sind deutlich mehr als den Einwohnern von Berlin, London oder Wien zur Verfügung stehen. Nur in Paris sind es im Schnitt noch mehr. Zu diesem Schluss kommt eine Studie der ZHAW School of Engineering, die Anfang 2019 veröffentlicht wurde. Angehende Verkehrsingenieure haben die Angebote von sieben europäischen Städten verglichen, darunter auch Zürich. In absoluten Zahlen: Anbieter wie Mobility und Sharoo, PubliBike oder Bird stellen den Zürcherinnen und Zürchern rund 800 Autos, 200 Roller, 1'350 Velos und 450 E-Trottinette gegen Gebühr zur Nutzung zur Verfügung – Tendenz steigend. Seit der letzten Erhebung im Jahr zuvor sind fast 200 Autos und 300 Velos hinzugekommen; auch die Anzahl E-Trottinette dürfte in den letzten Monaten nochmals markant angestiegen sein.

Sharing ist einer von mehreren Ansatzpunkten, um die urbane Mobilität umzugestalten. Weg von der «Monokultur» Auto hin zu einem Konzept, das auf verschiedene Verkehrsmittel baut: vorab den Langsam- sowie den öffentlichen Verkehr. Das Auto soll nur noch eine untergeordnete Rolle spielen, immer mehr Menschen sollen ganz auf ein eigenes Auto verzichten. Das ist auch das Ziel der Stadt Zürich: Die wachsende Wohnbevölkerung, die gestiegene Mobilitätsnachfrage, beschränkte finanzielle Mittel für die Infrastruktur und nicht zuletzt hohe Ansprüche in

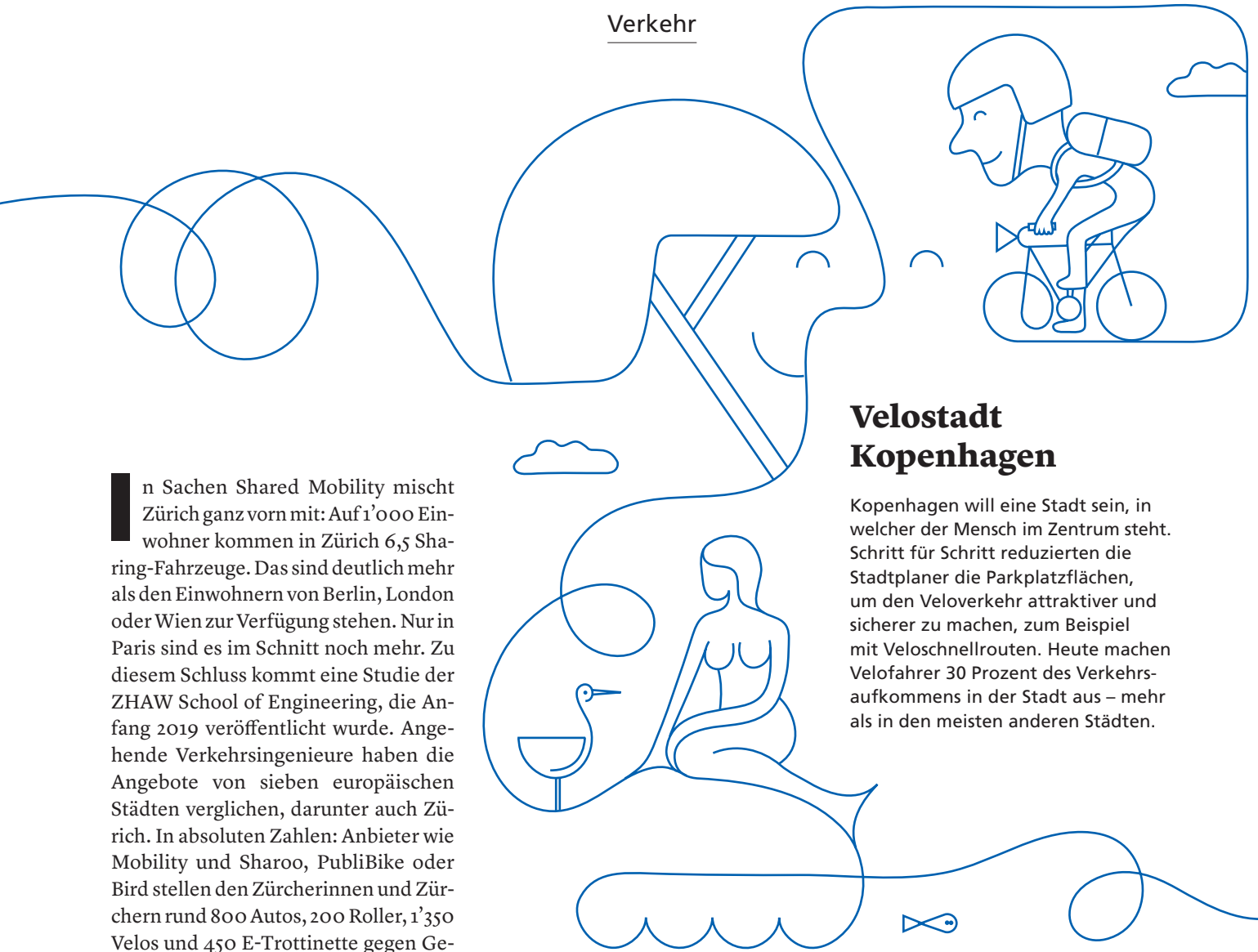
Sachen Lärm- und Emissionsschutz machen ein Umdenken nötig. Bis 2025 will Zürich darum einen Verkehrsmix erreichen, der aus 80 Prozent öffentlichem Verkehr (öV), Velo- und Fussgängerverkehr besteht. Der motorisierte Individualverkehr soll nicht mehr als 20 Prozent ausmachen. Das schreibt die Strategie «Stadtverkehr 2025» vor. Gemäss den letzten verfügbaren Zahlen ist diese Marke noch nicht ganz erreicht: Immer noch sind ein Viertel aller Verkehrsteilnehmer und Verkehrsteilnehmerinnen mit dem Auto unterwegs. Das führt insbesondere im vorstädtischen Raum, wo Stadtbewohner und Pendler von ausserhalb aufeinandertreffen, zu Verkehrsbehinderungen und Emissionsbelastungen. Eine Studie des Verkehrsmanagement-Unternehmens Inrix hat errechnet, dass der durchschnitt-

liche Autofahrer in der Agglomeration Zürich pro Jahr ungefähr 150 Stunden im Stau steht – das sind mehr als sechs Tage.

Elektroantriebe und selbstfahrende Autos sind derzeit in aller Munde. Allein damit lässt sich der städtische Mobilitätswandel aber nicht erreichen. Thomas Sauter-Servaes, Mobilitätsforscher an der ZHAW School of Engineering, und Lukas Fischer, Siedlungs- und Verkehrsplaner beim Dienstleistungsunternehmen Metron, sind sich einig: Im Stadtverkehr hat das Auto keine Zukunft. Lukas Fischer sagt: «Der motorisierte Individualverkehr hat durchaus seine Stärken, die kommen aber vor allem in weniger dicht besiedelten Gebieten zum Tragen. Ich kann mir durchaus vorstellen, dass selbstfah- >

Velostadt Kopenhagen

Kopenhagen will eine Stadt sein, in welcher der Mensch im Zentrum steht. Schritt für Schritt reduzierten die Stadtplaner die Parkplatzflächen, um den Veloverkehr attraktiver und sicherer zu machen, zum Beispiel mit Veloschnellrouten. Heute machen Velofahrer 30 Prozent des Verkehrsaufkommens in der Stadt aus – mehr als in den meisten anderen Städten.

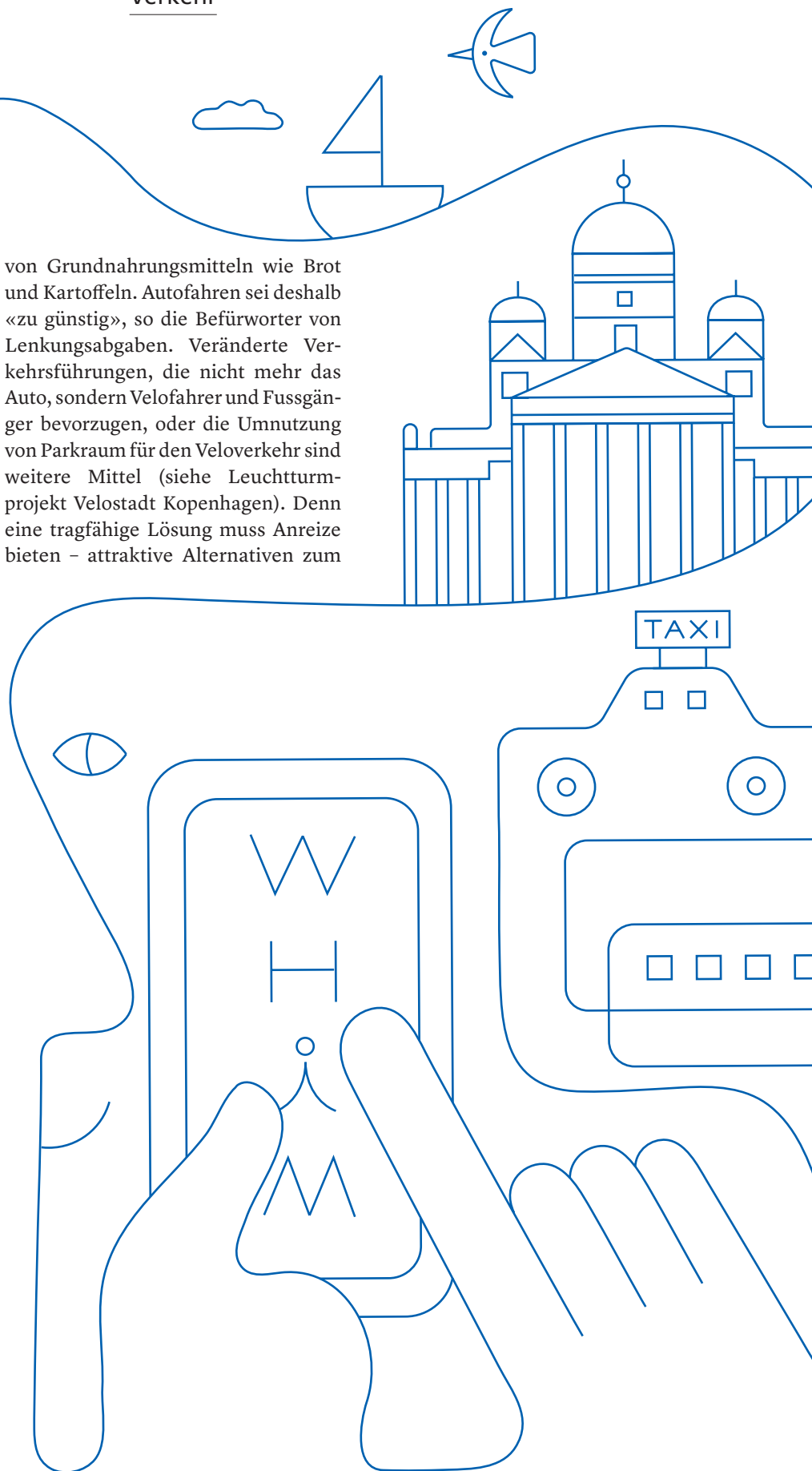


rende Fahrzeuge dereinst den öV auf dem Land ersetzen oder zumindest ergänzen werden.» Thomas Sauter-Servaes meint: «In der Stadt aber ist es auch mit einem Elektromotor hinsichtlich Energieverbrauch schlicht nicht effizient, wenn eine Person allein ein zwei Tonnen schweres Fahrzeug durch die Strassen bewegt. Hinzu kommt der Platz: Das Auto ist ein regelrechter Stadtverschwender.»

Wie also überzeugt man Verkehrsteilnehmerinnen und Verkehrsteilnehmer davon, weitgehend auf das Auto zu verzichten? Ganz einfach ist das nicht, auch wenn Punkte wie Anschaffungskosten, Versicherungsprämien oder Staus eigentlich dafür sprechen würden. Lukas Fischer erklärt, dass man bei der Mobilität immer wieder mit dem inneren Schweinehund konfrontiert werde. Wer ein eigenes Auto besitzt, in einer Siedlung mit Einstellhalle wohnt und zum Beispiel auch am Arbeitsort oder beim Einkaufszentrum einen Parkplatz zur Verfügung hat, setzt aus Gewohnheit auf dieses Verkehrsmittel – auch wenn die einzelnen Etappendistanzen, die schweizweit zurückgelegt werden, zu 75 Prozent unter fünf Kilometer liegen und auch mit dem Velo bequem zu bewältigen wären.

Ein grundlegender Ansatz, um den Kulturwandel hin zu öV und Langsamverkehr zu initiieren, besteht darin, mit geeigneten Massnahmen für gleichlange Spiesse zu sorgen – etwa durch höhere Benzinpreise, höhere Parkgebühren im öffentlichen Raum oder zusätzliche Abgaben wie Roadpricing (siehe Leuchtturmprojekt Roadpricing Stockholm). Denn: Blickt man auf die letzten Jahrzehnte zurück, zeigt sich, dass der Benzinpreis trotz drohender Erdölknappheit weit weniger stark angestiegen ist als der Preis

von Grundnahrungsmitteln wie Brot und Kartoffeln. Autofahren sei deshalb «zu günstig», so die Befürworter von Lenkungsabgaben. Veränderte Verkehrsführungen, die nicht mehr das Auto, sondern Velofahrer und Fussgänger bevorzugen, oder die Umnutzung von Parkraum für den Veloverkehr sind weitere Mittel (siehe Leuchtturmprojekt Velostadt Kopenhagen). Denn eine tragfähige Lösung muss Anreize bieten – attraktive Alternativen zum



motorisierten Individualverkehr also. Dem Zürcher öV stellen beide Experten bereits gute Noten aus. «Hier gehören wir zur Spitzenklasse. Mit Netz, Takt und Tarifsystem zeigt Zürich ganz vielen Städten, wie man es richtig macht», sagt Thomas Sauter-Servaes. Die Bevölkerung gibt ihm recht: Laut einer Befragung der Stadt sind die Hälfte der Zürcherinnen und Zürcher «sehr zufrieden» mit dem öV. Nur gerade zwei Prozent sind «unzufrieden» oder «überhaupt nicht zufrieden». Auch mit dem grossen Angebot an Sharing-Fahrzeugen, die den öffentlichen Verkehr auf der sogenannten «letzten Meile» ergänzen können, ist Zürich anderen Städten bereits voraus.

Anders die Zufriedenheit beim Velo: Über ein Drittel der Bevölkerung ist gegenüber dem Veloverkehr in der Stadt eher negativ eingestellt. Entsprechend sehen die bei-

den Experten hier grossen Handlungsbedarf. Mobilitätsexperte Thomas Sauter-Servaes sagt: «Ich bin eigentlich ein grosser Velofan, aber in Zürich bin ich nicht sehr gerne mit dem Velo unterwegs.» Verkehrsplaner Lukas Fischer erklärt: «Wenn man den Fuss- und Veloverkehr fördern will, dann ist Sicherheit sehr wichtig. Es braucht nur eine kleine Lücke im Wegnetz und schon sind die Leute sehr zurückhaltend, eine Strecke mit dem Velo zurückzulegen – insbesondere, wenn es sich nicht um routinierte Velofahrer handelt.» Mit der Strategie «Stadtverkehr 2025» und dem darin enthaltenen «Masterplan Velo» arbeitet die Stadt Zürich daran, diese Lücken zu schliessen: Von den im Masterplan definierten rund 60 Kilometern Komforttrouten für Freizeitvelofahrer und den 100 Kilometern Haupttrouten für Velopendler erfüllen knapp 80 Prozent die Minimalanforderungen für den Veloverkehr, 20 Prozent stehen noch

aus. Dort muss in den kommenden Jahren eine durchgehende Infrastruktur mit separaten Velowegen oder markierten Velostreifen erstellt werden.

Das öV-Netz ist gut, bei den Velowegen wird investiert, Zusatzangebote wie Sharing-Fahrzeuge sind reichlich vorhanden. Woran es jetzt noch fehlt, ist die Vernetzung. Das Stichwort heisst Intermodalität. Der öffentliche Verkehr der nächsten Generation muss dem Nutzer sämtliche Verkehrsmittel aus einer Hand bieten, sodass er zum Beispiel mit einer einzigen Smartphone-App sowohl sein öV-Ticket kaufen als auch sein Sharing-Fahrzeug freischalten kann. Im Sinne einer Public-Private-Partnerschaft brauche es dafür private Entwickler und Betreiber; die Kontrolle über das Angebot und insbesondere die Datenströme müsse aber bei der öffentlichen Hand liegen. In Zürich sieht Mobilitätsforscher Thomas Sauter-Servaes gute Rahmenbedingungen dafür: «Der öV ist der komplizierteste Baustein eines solchen Systems – und diese Basis ist in Zürich vorhanden. Jetzt müssen wir nur noch den Rest andocken und zu einem sinnvollen Gesamtpaket zusammenfügen.»

Mobilitätsapp Helsinki

Die Mobilitätsapp «Whim» bietet in Helsinki alles aus einer Hand. Den Nutzern stehen vier Packages zur Verfügung mit verschiedenen Bausteinen: ein monatliches öV-Abonnement, unlimitiertes Bike-Sharing, verbilligte Taxifahrten, Mietautos zum Vorzugspreis usw. Bezahlt wird entweder im «pay as you go»-Modus oder im Voraus zum Fixpreis.

In solchen Paketen, sogenannten kuratierten Mobilitätslösungen, liegt laut Verkehrsexperten die Zukunft. Hierbei sind nicht nur alle Verkehrsoptionen über einen Kanal zugänglich, der Betreiber bündelt sie auch zu Packages. Bei einem monatlichen Fixpreis sind dann zum Beispiel das komplette öV-Abonnement, unlimitierte Sharing-Bike-Fahrten, Mietautos zum Vorzugspreis oder kurze Taxifahrten inklusive (siehe Leuchtturmprojekt Mobilitätsapp Helsinki). Auch Verkehrsspitzen liessen sich mit entsprechenden Anreizmodellen brechen. «Wenn die Zürcherinnen und Zürcher sagen können: «Ich brauche kein eigenes Auto mehr, weil >

Roadpricing Stockholm

Dass die Reduktion des motorisierten Individualverkehrs über das Portemonnaie funktioniert, zeigt Stockholm. Dort wurde 2007 eine Gebühr für die Einfahrt in die Innenstadt erhoben. Die Massnahme war erst umstritten, fünf Jahre nach der Einführung der Gebühr sprachen sich zwei Drittel der Bevölkerung dafür aus. Der Autoverkehr in der Innenstadt nahm seither um über 20 Prozent ab.



der öV mindestens so gut oder besser ist», dann haben wir ein wichtiges Ziel erreicht», so Thomas Sauter-Servaes.

Paketlösungen bergen aber auch die Gefahr einer Übernutzung: Wer nicht mehr für jede Fahrt einzeln bezahlen muss, nutzt sämtliche Angebote, auch wenn das vielleicht gar nicht nötig wäre. Ein grenzenloser Ausbau der Möglichkeiten, mögen sie auch noch so nachhaltig sein, ist darum nicht zielführend. «Wer Infrastruktur sät, wird Verkehr ernten», sagt Thomas Sauter-Servaes. Ein wichtiger weiterer Schritt hin zu einer zukunftsfähigen urbanen Mobilität liege darum in der generellen Reduktion der zurückgelegten Strecken. «Mobilität ist ein Bedürfnis und Verkehr ei-

gentlich nur Mittel zum Zweck. Idealerweise erhalten wir die Mobilität – also etwa die Möglichkeit, einzukaufen oder zur Arbeit zu gelangen – und reduzieren gleichzeitig den Verkehr – also die Distanzen.» Laut Verkehrsplaner Lukas Fischer lasse sich das mit einer Abkehr von reinen Wohnquartieren und einer besseren Durchmischung verschiedener Nutzungen erreichen.

Eine Studie der Metron AG hat Daten ausgewertet und festgestellt, dass ab einer bestimmten Personendichte und Durchmischung mehr Leute zu Fuss, mit dem Velo oder dem öV unterwegs sind; die zurückgelegten Wege werden dabei generell kürzer.

«Das hat einfache Gründe», erklärt Lukas Fischer: «Wenn viele Leute im gleichen Quartier wohnen und arbeiten, wird das Quartier automatisch attraktiver für Gastrobetriebe und Ladenbesitzer. Schliesslich sind mehr potenzielle Kunden vor Ort.» Nicht nur der Arbeitsort, auch attraktive Einkaufsmöglichkeiten und Restaurants in der Nähe verkürzen die Wege für die Bewohner. «In einem so belebten Quartier rentiert dann vielleicht auch ein dichterer Busfahrplan. Und dieser motiviert wiederum mehr Menschen, den Bus auch tatsächlich zu nutzen.»

Natürlich sei es eine romantische Vorstellung, dass alle dort wohnen, wo sie arbeiten. «In den 1950er- und 1960er-Jahren, als in der Regel nur der Familienvater einer bezahlten Arbeit nachging, war es vergleichsweise einfach, Wohn- und Arbeitsort räumlich zu koordinieren», sagt Lukas Fischer. Heute, wo es meist mehrere Arbeitnehmer pro Haushalt gibt, sei das schwieriger. «Trotzdem können wir mit mehr Dichte und Durchmischung zumindest für eine Partei grosse Verbesserungen erzielen.» Auch neue Arbeitsformen wie Remote Work und Homeoffice, die



dank digitaler Vernetzung heute problemlos möglich sind, können zur Verkehrsreduktion beitragen, weil Arbeitswege wegfallen. Aber auch hier kann es zu Rebound-Effekten kommen, wie Thomas Sauter-Servaes erläutert: «Weniger Präsenzzeit im Büro heisst auch mehr Reisemobilität. Es braucht flankierende Massnahmen, damit es für einen ortsunabhängigen Arbeitnehmer attraktiver ist, sich aufs Velo zu setzen und sich in seinem Nahraum aufzuhalten, als mit Auto oder Billigflieger zu verreisen», sagt Thomas Sauter-Servaes.

Um die städtischen Räume attraktiver zu gestalten und für mehr Lebensqualität zu sorgen, ist laut Lukas Fischer neben besseren Angeboten und reduziertem Verkehr auch eine engere Zusammenarbeit mit Architekten nötig. Zu oft werde Architektur losgelöst von Mobilität gedacht: Velounterstände und Garageneinfahr-

ten würden stiefmütterlich behandelt, Strassen gälten als störend. «Ich finde diese Abkehr von der Strasse falsch. Gerade an Orten mit publikumsorientierter Nutzung wie Läden oder Restaurants ist das auch völlig kontraproduktiv. Ich finde, dass Gebäude nicht per se von der Strasse weggerichtet sein sollten, sondern sich zur Strasse hin orientieren und dichter heranrücken sollten – vorausgesetzt, ein entsprechender Lärmschutz ist gewährleistet. Denn ich verstehe Strassen nicht als trennendes, sondern als verbindendes Element.» <

Impulse setzen

2020 feiert die Zürcher Kantonalbank ihr 150-Jahr-Jubiläum. Mit der ZüriBahn, die das Zürihorn mit der Landiwiese verbinden soll, will sie der Zürcher Bevölkerung ein unvergessliches Erlebnis schenken. Darüber hinaus soll die Seilbahn Impulse zur nachhaltigen Lösung verkehrstechnischer Fragen setzen. So werden zur Errichtung der Masten innovative Schraubenpfähle zum Einsatz kommen. Entgegen herkömmlicher Pfähle werden diese nicht in den Boden gerammt, sondern dank des sogenannten Kidrill-Verfahrens erschütterungsfrei und lärmarm eingedreht. Umfassende Seegrunduntersuchungen ergaben, dass sie die sensitive Ufer- und Unterwasservegetation nicht beeinträchtigen. Die von der KIBAG entwickelte Technologie kommt bei der ZüriBahn erstmals in diesem Ausmass zum Einsatz und liefert wertvolle Grundlagen für die Realisierung ähnlicher Projekte. Die ZüriBahn befindet sich derzeit im Bewilligungsverfahren.

Weitere Informationen unter:
2020.zkb.ch

Seilbahn Koblenz

Koblenz zeigt, dass auch ungewohnte Verkehrsmittel in der Stadt einen Platz haben. Mit der Seilbahn, die seit der Bundesgartenschau 2010 in Betrieb ist, können pro Stunde gut 7'500 Personen transportiert werden. Die Anlage wird mit Ökostrom betrieben und quert den Rhein in fünf Minuten. Mit dem Auto wäre die Fahrt mindestens doppelt so lang.

Internationale Leckereien mobil serviert

Streetfood ist in aller Munde – buchstäblich. Von Festivals bis zum Foodtruck vor dem Bürogebäude, im Kanton Zürich hat das mobile Essen Einzug gehalten. Wo kommt der Trend her und wieso fasziniert uns das schnelle Essen aus aller Welt?

TEXT UND INTERVIEWS Andrea Schmits BILDER Basil Stücheli

Hier eine Portion japanische Takoyaki-Teigbällchen am Stadtfest, dort ein peruanischer Burger am Burger-Festival und über Mittag schnell gefüllte Momo-Teigtaschen aus Tibet vom Foodtruck gegenüber. Seit ein paar Jahren wächst die Streetfoodszene in und um Zürich stetig. Dieses Jahr hat das Street Food Festival auf der Hardturmbrache an einigen Tagen mehr als 10'000 Besucher angezogen. Co-Initiantin Katja Weber weiss, wieso Streetfood so fasziniert: «Märkte sind in unserer Kultur tief verankert. Und Essen war schon immer ein wichtiger Teil davon.» Auch in ländlichen Gebieten finden mittlerweile kleine Streetfoodfestivals statt.

In anderen Ländern hat Streetfood eine lange Tradition. Vor allem in Asien sind mobile Garküchen weitverbreitet: Zum Beispiel die als Pad Thai bekannten gebratenen Nudeln in Thailand, das

Reisgericht Nasi Lemak in Malaysia oder die Burgervariante Gua Bao in Taiwan. In den USA wiederum kamen Foodtrucks während der letzten Finanzkrise auf: Findige Menschen versuchten sich in der Gastronomie – ohne viel Geld für die Miete eines Lokals aufwenden zu müssen.

Dennoch ist Streetfood im heutigen Ausmass bei uns neu. «Vor zehn Jahren kannte man vor allem den Bratwurststand und den Guggeliwagen», sagt Weber. Heute ist Streetfood international: An einem Festival finden sich schon mal die Küchen von fast 100 Nationalitäten zusammen. «Die Anbieter drücken ihre Kultur durch Essen aus: Die Festivals formen einen Ort der Begegnung und schaffen gleichzeitig ein Ferienfeeling.»

Auch Andreas Seiler von der Onlineplattform Foodtrucks Schweiz betont den sozialen Charakter von Streetfood.

«Die lockere Stimmung und die grosse Auswahl finden Anklang. Wir kriegen oft Anfragen von Firmen, die für ihre Mitarbeiter kleine Foodfestivals organisieren möchten.» Der Vorteil: Man sitzt nicht von der Vorspeise bis zum Dessert neben der gleichen Person und kann besser netzwerken.

Ein weiterer Unterschied zum Restaurant: Mobile Anbieter haben in der Regel keine grosse Karte. «Man bietet ein oder zwei Gerichte an und macht diese richtig gut», so Seiler. Foodtrucks müssten sich klar differenzieren, um zu überleben. «Es kann auch eine Bratwurst sein – aber neu interpretiert.» Der Trend geht laut Katja Weber in Richtung Nachhaltigkeit, von Teller und Besteck bis zur Herkunft der Zutaten. «Auch das Gemüse für ein asiatisches Gericht kann aus der Region sein.» Fest steht: Die mobilen Köstlichkeiten bleiben uns noch eine Weile erhalten.



«ICH KÖNNTE AUF DIESES
«VAGABUNDENLEBEN»
NICHT VERZICHTEN.»

Dario Simonini, 39, stammt aus Italien und ist in St. Gallen aufgewachsen. Seine Frau Raquel, 33, ist Brasilianerin. Mit ihren drei Rhystorante-Foodtrucks legen sie rund 5'000 Kilometer im Jahr zurück.

Was bieten Sie an?

Burger mit zarten Ochsenschwanzstreifen, Zwiebeln, Kraut- und Karottensalat in einem handgemachten Ciabatta-Bun. Wir bieten auch eine vegetarische Variante an. Dazu hausgemachte spiralförmige Kartoffelchips mit Gewürzen.

Was ist das Spezielle daran?

Das Ochsenschwanzfleisch und dessen Zubereitungsart mit den karamellisierten Zwiebeln ist in der Schweiz kaum bekannt. Ein Hingucker sind auch unsere blauweissen Oldtimer-Trucks und antiken Kassen. Neben Festivals werden wir deshalb oft für Partys oder Hochzeiten gebucht.

Gefällt Ihnen die Arbeit?

Sehr! Ich könnte auf dieses «Vagabundenleben» nicht verzichten. Andererseits: Es ist viel Arbeit – von März bis Dezember bin ich jedes Wochenende ausgebucht – und ich habe kein regelmässiges Einkommen. Ich hätte auch gerne mehr Zeit für unsere Tochter.



Die Spezialität: Burger mit Ochsenschwanzstreifen, dazu spiralförmige Kartoffelchips.

Was ist Kottu Roti?

Kottu Roti ist traditionelles Streetfood aus Sri Lanka. Dabei wird Fladenbrot mit Curry, Gemüse, Eiern und Fleisch vermischt und zerhackt. Für die Schweiz habe ich eine vegane Version kreiert.

Was lieben Sie an Ihrer Arbeit?

Ich wollte durch dieses Angebot das Interesse für die tamilische Kultur in der Schweiz wecken. Tatsächlich hat es aber auch mich persönlich besser in die tamilische Gesellschaft integriert. Meine Mitarbeiter sind neuzugezogene Tamilen. Sie lernen durch den Job besser Deutsch und kommen auch in der Schweiz herum.

Gibt es auch Herausforderungen?

Es ist ein harter Job, der viel Planung erfordert. Jeder neue Standort ist wie eine Neueröffnung: Der Auf- und Abbau sowie neues Publikum, das man überzeugen muss. Zudem möchte ich nie ausverkauft sein, um die Kunden nicht zu enttäuschen – gleichzeitig aber Food Waste vermeiden. Langfristig hätte ich gerne ein fixes Take-away, in dem es kontinuierlicher zugeht.

«FÜR DIE SCHWEIZ
HABE ICH EINE
VEGANE VERSION
KREIERT.»

Thileeban Thanapalan, 34, stammt aus Sri Lanka und ist in Zürich aufgewachsen. Seit 2007 verkauft er Kottu Roti an Festivals und fixen Standplätzen. Über den Mittag können das mehr als 200 Portionen sein.



Die Spezialität: Kottu Roti, ein Fladenbrot mit Curry, Gemüse, Eiern und Fleisch.



«DAS GERICHT IST
TRADITIONELL
VEGETARISCH UND
SEHR EINFACH.»

Tomer Amitai, 45, stammt aus Israel und wohnt in St. Gallen. «Yemen Express» betreibt er mit seinem Bruder. Im Jahr ist er an 10 bis 15 Veranstaltungen präsent.

Was verkaufen Sie?

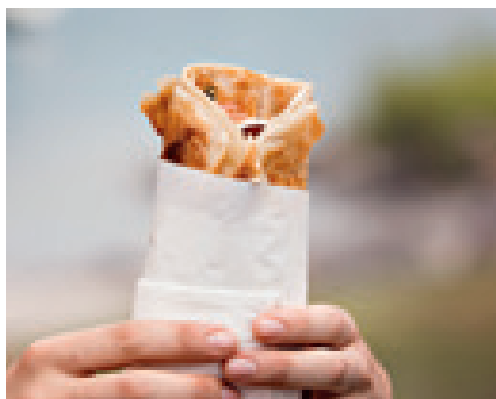
Malawach sind eine jemenitische Spezialität: Der Blätterteig wird frittiert und gefüllt mit Tomaten, Auberginen, würzigen Saucen und manchmal auch mit Eiern und Käse. Das Gericht ist traditionell vegetarisch und sehr einfach. Wir haben es aber weiterentwickelt und verwenden mehr Zutaten.

Wie sind Sie auf diese Idee gekommen?

In Israel leben viele Jemeniten und Malawach gibt es überall zu essen. Auch meine Mutter hat sie oft gemacht. Nachdem ich die Armeezeit in Israel hinter mir hatte, wollte ich mein eigener Chef sein. Mein Bruder und ich hatten früher schon Non-Food-Marktstände an Festivals in ganz Europa. Yemen Express führen wir seit 2015.

Was planen Sie für die Zukunft?

Wir hätten gerne einen Truck statt einen Stand. Damit ist man besser vor schlechtem Wetter geschützt und hat weniger Arbeit mit Auf- und Abbau. Auch ein Pop-up-Restaurant wäre cool. Für ein fixes Lokal sind mir aber die Mieten zu hoch.

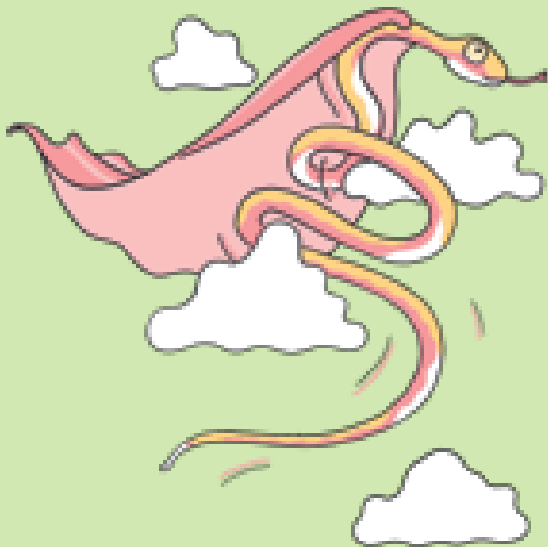


Die Spezialität: würzige Tomaten und Auberginen in frittiertem Blätterteig.

Ganz natürlich

Wandernde Steine, steppende Spinnen und Pflanzen,
die sich an ihre Opfer heranpirschen.

TEXT Leslie Leuenberger
ILLUSTRATION Tomas Fryscak



Fliegende Schlangen

Nur Vögel können fliegen? Quatsch. Einige Schlangenarten aus Südostasien können zwanzig bis dreissig Meter durch die Luft gleiten. Dies tun die fünf miteinander verwandten Natternarten, indem sie ihren Körper in eine Art Flügel umformen und wellenförmige Bewegungen ausführen.



Weder Fisch noch Frosch

Der Schlammpringer kann sich weder unter Wasser noch an Land ununterbrochen aufhalten. Er hat eine Schwimmblase und Kiemen und braucht Wasser zum Atmen. Ist er aber zu lange unter Wasser, droht er zu ertrinken. Um an neuen Sauerstoff zu gelangen, watschelt der Frosch auf den Brustflossen an Land. In speziellen Kammern trägt der Schlammpringer einen Wasservorrat mit sich, damit seine Kiemen nicht austrocknen. Sobald dieser Vorrat aufgebraucht ist, muss er wieder zurück ins Meer.

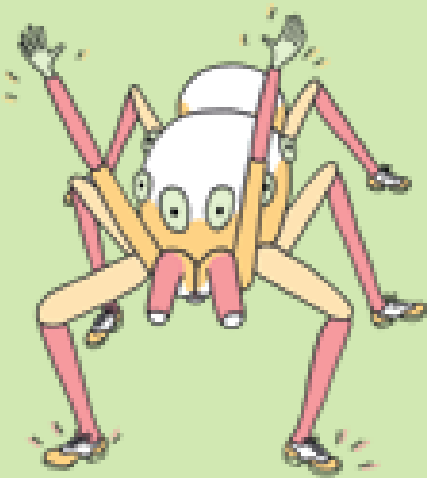
Ein Leben in der Luft

Der Mauersegler kann bis zu zehn Monate lang fliegen, ohne ein einziges Mal zu landen. Er frisst, schläft und paart sich im Flug. Der Mauersegler ist ausserdem ein Zugvogel. Manche Mauersegler fliegen Tausende Kilometer nach Afrika, verbringen den Winter dort und kehren wieder zurück nach Europa, ohne dabei den Boden zu berühren. Nur beim Brüten im Sommer verbringen die Vögel längere Zeit auf dem Boden.



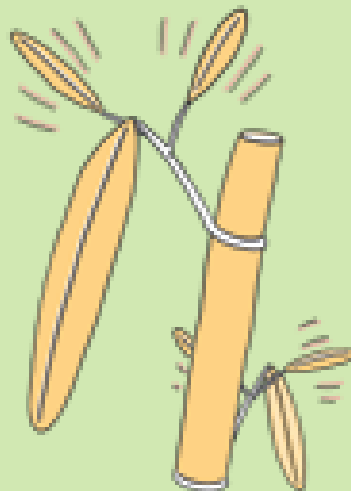
Steppende Spinnen

Die Männchen der Springspinnenart *Habronattus dossenus* sind wahre Showmen, wenn es zum Balztanz kommt. Die Spinnen schlagen rhythmisch ihren Hinterleib auf den Boden und erzeugen so Vibrationen. Dazu bewegen sie ihre Beine, was stark an Steptanz erinnert. In Begleitung dazu singen die Spinnenmänner, was Menschen zum Teil hören können. Der Balztanz dauert bis zu 45 Minuten.



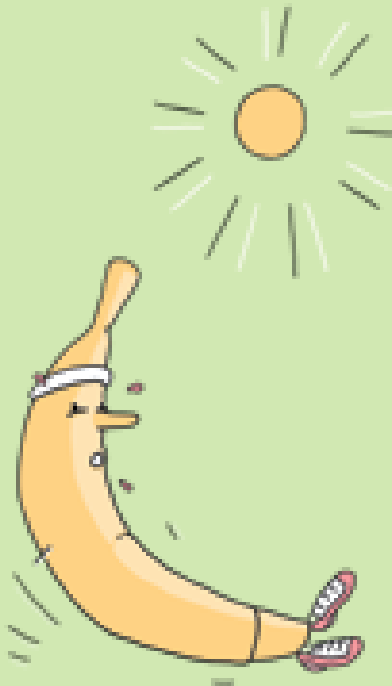
Flattern nonstop

Die asiatische Telegrafien-Pflanze flattert kontinuierlich. Die aufklappbaren Blätter positionieren sich ständig neu, um möglichst viel Wärme und Licht zu erhalten. Während der Nacht sinken die Blätter nach unten. Die Pflanze reagiert auch auf Hochfrequenz-Schallwellen und Berührungen.



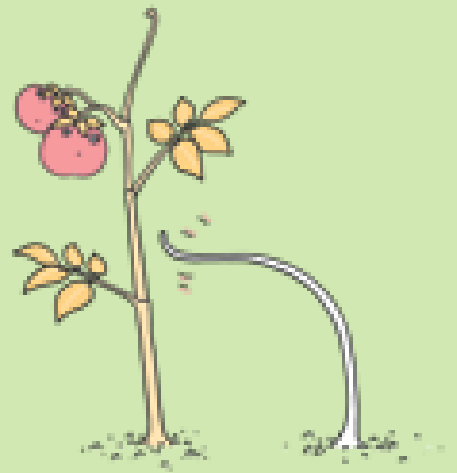
Krumme Bananen

Wieso wächst die Banane krumm? Am Anfang sind die Bananen von grossen Blättern bedeckt und wachsen seitlich aus der Staude heraus in Richtung Boden. Die Bananenfrucht braucht jedoch die Sonne mehr als alles andere. Um sich dem Licht zuzuwenden, muss sie sich nach oben krümmen.



Wandernde Steine

Gesteinsbrocken im amerikanischen Death-Valley-Nationalpark können meterweit wandern. Aber wie schaffen die Steine, die bis zu 350 Kilogramm wiegen? Mithilfe moderner GPS-Technik lösten Forscher das Rätsel: Wenn es regnet, gefriert in seltenen Fällen das Wasser auf dem Gelände. Sobald die Sonne das Eis schmelzen lässt, entstehen aus den Eisplatten kleine Schollen. Diese werden vom Wind bewegt und dazwischen eingeklemmt bewegen sich auch die Steine.



Vom Duft angezogen

Teufelszwirne können riechen. Die parasitische Pflanzenart findet so ihre Wirtspflanze, die Tomate. Sobald ein Teufelszwirn in seiner Umgebung die aromatischen Stoffe «erschnüffelt», wächst der wie ein dünner Wurm aussehende Parasit in Richtung Tomatenpflanze. Dort angekommen, umwickelt der Teufelszwirn seinen Wirt und zapft ihn an.

ES GIBT
KEINEN
PLANETEN
B

Zürcherinnen und Zürcher sorgen sich ums Klima. Daraus ist eine politische Bewegung entstanden, die eine Vielzahl von Initiativen und Akteuren eint – von den Jugendlichen bis zu den Senioren.

TEXT Susanne Wagner

«Endlich kann ich aktiv etwas fürs Klima tun», sagt sich die 14-jährige Paula Schmid beim Lesen des Aufrufs für die erste Demonstration der Schüler in Zürich, an der 300 Jugendliche teilnehmen. Das Thema beschäftigt sie schon lange. Spätestens nachdem sie vom Streik von Greta Thunberg gehört hat, weiss Paula: «Wir müssen jetzt handeln.» Ebenso klar ist ihr: Es muss nach der ersten Demo sofort weitergehen, um die grosse Aufmerksamkeit zu gewinnen.

Paula schickt am Abend des 20. Dezember 2018 eine Nachricht an ihre Kontakte. Es ist ein bedeutsamer Augenblick, denn damit ruft sie zum ersten grossen Zürcher Klimastreik der Schüler auf. Am 21. Dezember gehen in Zürich 2'000 Schülerinnen und Schüler auf die Strasse. Im Laufe des Frühlings schafft es die Klimajugend, Tausende von Teilnehmern zu aktivieren. Über 10'000 Jugendliche ziehen, von den sozialen Medien mobilisiert, durch Zürichs Innenstadt. In der ganzen Schweiz sind es noch einige Zehntausend mehr. Die Klimajugend ist regional organisiert, arbeitet für nationale Veranstaltungen jedoch überregional zusammen.

«Am meisten mache ich mir Sorgen darüber, dass wir zu spät aufwachen und die Menschen zu wenig schnell verstehen, wie dringend es ist, das CO₂ zu senken», sagt Paula. Ihre Abschlussarbeit für die Schule hat sie über den Klimastreik geschrieben, und das kommende Zwischenjahr will die inzwischen 15-Jährige für Praktika und für ihr

Engagement für die Klimabewegung nutzen. Es ist der jungen Frau wie ihren Mitstreitenden todernt: «Ich setze mich ein, weil ich ein normales Leben führen möchte. Das ist jedoch vom Klimawandel bedroht.»

Statt wie viele andere Jugendliche Zeit mit Shoppen zu verbringen, setzt Paula ihre Freizeit fast täglich für die Sitzungen der verschiedenen Arbeitsgruppen ein, die mit Aktionen auf die Anliegen der Klimajugend aufmerksam machen: etwa mit dem Klimafestival Zürich im August, dem weltweit durchgeführten Earth Strike oder der nationalen Klimademo in Bern.

Die gewaltfrei agierende Klimajugend ist unerschrocken: Im April mischen sich einige Aktivisten – darunter Paula – in Eisbärkostümen in den Sechseläutenumzug und fordern mit Transparenten «Klimagerechtigkeit». An den Demos liest man Slogans wie «Wieso für eine Zukunft lernen, die es bald nicht mehr gibt». Das fehlende Fragezeichen steht nicht für Resignation – im Gegenteil.

Der 20-jährige Zivildienstleistende Dario Vareni, der zum rund 40-köpfigen Zürcher Kernteam gehört, ist sehr optimistisch, was die Reichweite der Bewegung angeht: «Wir haben motivierte Leute, wir sind sehr gut vernetzt und offen für alle, die mitmachen wollen.» Längst hat die Klimastreikbewegung ein eigenes Logo: eine orange-rote Flamme auf blauem Grund. Sie betreibt eine eigene Website und 21 regionale

Gruppen in der ganzen Schweiz. Sie kommuniziert über Social-Media-Kanäle wie Instagram, Facebook, Twitter und YouTube.

«Das Spezielle an der Klimajugend ist, dass sie eine enorme Breitenwirkung hat und eine Art Zeitenwende signalisiert», sagt der Zürcher Politgeograf Michael Hermann. Von den Grundwerten her sei die Klimajugend vergleichbar mit der 68er-Bewegung, die auch für einen gesellschaftlichen Paradigmenwechsel stand. «Unsere Gesellschaft war seit der Jahrtausendwende von konservativen Themen wie Angst vor Terrorismus oder Migration geprägt. Jetzt ist das Fenster wieder offen für neue Themen. Die Schülerstreiks sind gleichzeitig Symptom und Katalysator», betont Michael Hermann. Durch die Jungen habe das Thema eine neue Dringlichkeit erhalten.

Eine Dringlichkeit, die sich an den Schülerprotesten in ganz West- und Nordeuropa sowie Nordamerika zeigt. Nicht nur in Zürich, wo im März die Grünen und Grünliberalen bei den Kantons- und Regierungsratswahlen kräftig zulegten: Beide Parteien gewannen je neun zusätzliche Sitze im Kantonsrat. Zur grossen Überraschung vieler wählten die Stimmberechtigten den damals 32-jährigen Grünen Martin Neukom in den Regierungsrat. Auch er ist beeindruckt davon, wie professionell die >



KLIMA- SCHUTZ, GOPFRID- STUTZ



Oda U. Müller, 74, Zürich,
Sozialpädagogin und
Vorstandsmitglied des
Vereins «KlimaSeniorinnen».

Die Umwelt war mir bereits wichtig, als ich in den 1970er-Jahren gegen Atomkraftwerke demonstrierte. Vor drei Jahren las ich über die bevorstehende Gründung des Vereins «KlimaSeniorinnen». Ich fuhr nach Bern und wurde Mitglied. Es ist erleichternd, aktiv etwas gegen die Klimakrise tun zu können. Seit diesem Jahr fliege ich nicht mehr, fahre nur noch einmal im Monat Auto, sodass ich es mit meinem Gewissen vereinbaren kann, und baue in meinem Garten nur biologisch an.



Dario Vareni, 20, Weisslingen,
Klimaaktivist und
Zivildienstleistender.

Ich bin schon lange politisch interessiert, ernähre mich vegan und fliege nicht. Viele Menschen haben immer noch das Gefühl, dass die Klimaerwärmung ein Phänomen der Zukunft sein wird. Es stört mich, dass viele Politikerinnen und Politiker auf Eigenverantwortung setzen, was den Klimaschutz angeht. Es muss so schnell wie möglich auf politischer Ebene etwas passieren. Aber die nationalen Wahlen im Oktober werden definitiv anders ausfallen, als wenn wir nicht gewesen wären.



Paula Schmid, 15, Horgen,
Klimaaktivistin und
angehende Lernende als
Tierarztpraxisassistentin.

In meiner Familie waren Umwelt und Klimaschutz immer ein Thema. Als ich von der Aktion von Greta Thunberg hörte, war mir klar, dass wir jetzt etwas machen müssen. Seit Ende 2018 bin ich aktiv beim Zürcher Klimastreik und arbeite in mehreren Gruppen mit. Wir haben kein Auto und fliegen nicht mehr, sondern fahren mit dem Zug in die Ferien nach Portugal. Ich esse seit sechs Jahren kein Fleisch mehr und trage oft Second-Hand-Kleidung.



Dominik Siegrist, 62, Zürich,
Geograf, Professor an der
Hochschule für Technik
Rapperswil und Co-Präsident
«Verein Klimaschutz
Schweiz».

Auf einer Alpenüberquerung begegnete ich 2017 den Folgen des Klimawandels hautnah: schmelzende Gletscher und vertrocknende Wälder. Das war für mich Motivation genug, den «Verein Klimaschutz Schweiz» mitzugründen und die Gletscher-Initiative zu starten. Innert weniger Wochen sind beinahe 100'000 Unterschriften zusammengekommen.



Victor Garcia, 35, Zürich,
Bioinformatiker und
Mitbegründer von
«Eltern fürs Klima».

Wie alarmierend die Klimasituation tatsächlich ist, realisierte ich erst, als ich wissenschaftliche Texte las. Ein Schlüsselmoment war, als ich Folgendes erkannte: Der Meeresspiegel, der bis 2100 massiv angestiegen sein wird, hört danach nicht auf, anzusteigen. Mit zwei Gleichgesinnten habe ich die Gruppe «Eltern fürs Klima» gegründet. Wir mobilisieren die Elterngeneration und unterstützen die streikende Klimajugend organisatorisch.

Klimastreikenden auftreten und wie gut sie organisiert sind. «Die Zeit war reif für eine solche Bewegung. Die wissenschaftlichen Erkenntnisse über Atmosphäre und Klima sind enorm gefestigt. Das erste Mal gibt es eine Generation, welche die massiven Auswirkungen des Klimawandels selber erleben wird», sagt Neukom. Wenn es so weitergehe, werde die Klimabewegung in der Schweiz viel verändern.

Von diesem Engagement lassen sich auch Erwachsene anstecken. Der Zürcher Bioinformatiker Victor Garcia gründete im Frühling mit zwei anderen Erwachsenen die Gruppe «Eltern fürs Klima». Das unabhängige Netzwerk besteht aus über 1'000 Personen mit oder ohne Kinder, die über soziale Medien verbunden sind. Sie nehmen an den Demonstrationen teil, helfen den Jungen bei Bedarf bei praktischen Problemen wie der Beschaffung von Material oder bei der Logistik und engagieren sich an Podiumsdiskussionen für ihre Anliegen. Victor Garcia: «Am meisten liegt mir am Herzen zu kommunizieren, dass man wirklich etwas tun kann. Zum Beispiel wenn man erneuerbare Energien fördert oder den Transport und Gebäudeheizungen emissionslos betreibt.»

Unterstützung erhalten die jugendlichen Klimastreiker auch von den 1'500 «KlimaSeniorinnen». Im Vorstand des Vereins ist die Zürcherin Oda U. Müller aktiv. «Meine Kolleginnen und ich beteiligen uns in Zürich und anderen Orten an den Klimademonstrationen und -festen, werden an Anlässe eingeladen und unterstützen die jungen Klimaaktivisten, wo wir können», sagt die 74-Jährige. Die engagierten Seniorinnen gründeten den Verein 2016. Das Ziel war, beim Bundesrat eine Klage einzureichen, weil er sich nicht an die anlässlich der Pariser Klimakonferenz vereinbarte Reduktion des CO₂-Ausstosses hält.

Die Klimaseniorinnen beziehen ihr Recht auf eine Klage aus Studien, die besagen, dass ältere Frauen besonders von den hohen Temperaturen infolge >

Was Banken für den Klimaschutz tun können

Internationale Initiativen wollen Banken und Anleger beim Klimaschutz stärker in die Pflicht nehmen. René Nicolodi erklärt, warum.



René Nicolodi,
Leiter Equities &
Themes

Banken wird beim Klimaschutz eine Schlüsselrolle zugeschrieben. Wieso?

Banken steuern über ihre Finanzierungs- und Investitionstätigkeit wichtige Kapitalflüsse im globalen Wirtschaftssystem. Diese Kapitalflüsse können den Klimaschutz fördern oder schwächen. Initiativen wie der Aktionsplan der EU für die Finanzierung nachhaltigen Wachstums wollen deshalb das Kredit- und das Anlagegeschäft durch verbindliche Vorgaben nachhaltiger machen. So soll etwa eine einheitliche Klassifizierung für nachhaltige Anlagen Transparenz schaffen und Orientierung bieten.

Wo steht die Zürcher Kantonalbank in diesem Prozess?

Nachhaltigkeit hat für uns seit jeher einen hohen strategischen Stellenwert, sie ist Teil unseres gesetzlichen Leistungsauftrags. So schliesst unsere Kreditpolitik etwa Hersteller von nicht zertifiziertem Palmöl und Rohstoffe wie Roh- und Schweröl aus. Bei der Ausgestaltung der Swisssanto-Fondspalette wenden wir Ausschlusskriterien an, um etwa Investitionen in kontroverse Waffenproduzenten zu verhindern. Zudem berücksichtigen wir Umwelt-, Sozial- und Governance-Kriterien (ESG) in den Anlageprozessen aktiv verwalteter Anlagen. Mit der Responsible- und der Sustainable-Palette bieten wir besonders nachhaltige Fonds an. Schliesslich haben wir bereits 2011

einen Nachhaltigkeitsindikator geschaffen, mit dem sich über 800 Fonds einfach vergleichen lassen.

Wodurch zeichnen sich die nachhaltigen Fonds aus?

Bei den Responsible-Fonds schliessen wir die am wenigsten nachhaltigen Firmen aus dem Portfolio aus. Gleichzeitig reduzieren wir den CO₂-Fussabdruck relativ um etwa 20 Prozent. Die Sustainable-Fonds zielen auf eine möglichst nachhaltige Wirkung der Anlagen. Das Portfolio umfasst die Unternehmen mit dem grössten gesellschaftlichen Nutzen. Der CO₂-Fussabdruck dieser Fonds ist kompatibel mit dem 2-Grad-Ziel von Paris.

Wie schneiden nachhaltige Anlagen punkto Performance ab?

Tatsächlich ist ihr Risiko-Rendite-Profil dem konventioneller Anlagen sehr ähnlich. Die Berücksichtigung von ESG-Kriterien und der Fokus auf Wachstumsgebiete bieten die Chance auf attraktive Renditen.

Nachhaltige Anlagen werden stärker nachgefragt. Hält der Trend an?

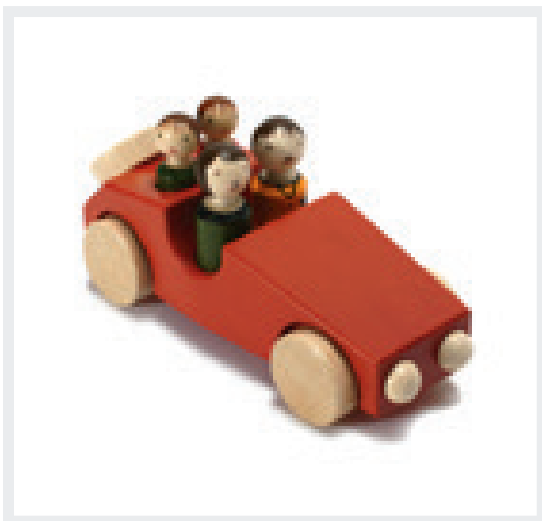
Davon gehe ich aus, vor allem bei institutionellen Anlegern. Zum einen werden sich deren Auflagen verschärfen. Zum andern bergen Investitionen in «schmutzige» Anlagen ein Reputationsrisiko. Nicht zuletzt gelangen künftig Personen in Entscheidungspositionen, die von den Folgen des Klimawandels direkter betroffen sein werden. Sie werden Nachhaltigkeitsaspekte stärker gewichten als Generationen davor.

Weitere Informationen unter www.zkb.ch/nachhaltigkeit



SCHWEIZER
HEIMATWERK

SWISS CRAFT & DESIGN



Uraniastrasse 1, Zürich
T. 044 222 19 55

Bahnhofstrasse 2, Zürich
T. 044 221 08 37

der Klimaerwärmung betroffen und gesundheitlichen Risiken ausgesetzt sind. Vorbild für die Klimaklage ist der Verein Urgenda in den Niederlanden – neben weiteren 800 weltweit. Bis anhin wurde die schweizerische Klage durch zwei Instanzen abgewiesen, sie liegt nun beim Bundesgericht in Lausanne. Bei erneuter Ablehnung wollen die «Klima-Seniorinnen» an den Europäischen Gerichtshof für Menschenrechte in Strassburg gelangen.

In Zürich wurde auch der im Sommer 2018 gegründete «Verein Klimaschutz Schweiz» geboren, der die Gletscher-Initiative initiiert hat. Sie zielt darauf ab, den Klimaschutz in der Verfassung zu verankern und die Treibhausgasemissionen der Schweiz bis 2050 auf netto null zu senken. Damit soll sich die Schweiz den Verfassungsauftrag geben, die Ziele des 2015 unterzeichneten Pariser Klima-Übereinkommens umzusetzen. Die Idee zur Initiative hatte der Zürcher Umweltjournalist und Autor des Buches «Null Öl. Null Gas. Null Kohle.», Marcel Hänggi. Zur Erinnerung: Die Klimajugend fordert, dass die Schweiz den nationalen Klimanotstand ausruft und bis 2030 im Inland «Netto-Null-Treibhausgasemissionen ohne Einplanung von Kompensationstechnologien» erreicht.

Co-Präsident von Klimaschutz Schweiz ist Dominik Siegrist, 62, der sagt: «Die Gletscher-Initiative profitiert enorm von der Klimajugend. Als wir den Verein gründeten, dachten wir nicht im Traum daran, dass kurz darauf eine so starke Klimaschutzbewegung erwacht.» Der Geograf behandelt mit seinen Landschaftsarchitektur Studierenden an der Hochschule für Technik Rapperswil auch den Klimawandel. Er gibt sich skeptisch: «Es gibt nun Absichtserklärungen von Kantonen und Städten, es gibt das Ausrufen des Klimanotstands, aber es ist alles nicht sehr konkret. Wir müssen das CO₂ jetzt reduzieren.» Nötig seien so rasch wie möglich konkrete Massnahmen, um die Treibhausgasemissionen zu senken.

«Bereits sind bei uns die Temperaturen um 1,5 Grad gestiegen, und wenn wir nichts unternehmen, wird es in der Schweiz im Jahr 2100 um bis zu 10 Grad wärmer sein als heute. Einen solchen Anstieg würde unsere Zivilisation nicht verkraften.» Wenn die Schweiz auf den Netto-Null-Kurs kommen wolle, müsse sie die CO₂-Emissionen in den nächsten zehn Jahren um die Hälfte reduzieren. «Dies ist relativ einfach möglich, wenn wir aufhören, so viel Energie zu verschwenden, und endlich die Möglichkeiten der Solarenergie nutzen», so der Professor. Eine weitere Senkung der CO₂-Emissionen sei dann deutlich schwieriger, und je länger man damit zuwarte, desto teurer werde es für alle.

Die Klimabewegung, die viele Kritiker zunächst als Strohfeuer einschätzten, entwickelt sich derweil weiter. Um die Zürcher Kräfte zu bündeln, gründeten Privatpersonen aus dem Umfeld des Klimastreiks im April dieses Jahres den Verein «Klimastadt Zürich». Zu ihnen gehören Organisationen wie Klimastreik Zürich, fossil-free.ch, Eltern fürs Klima, KlimaSeniorinnen sowie Nebenrolle Natur. Ziel von Klimastadt Zürich ist es, die Stadt Zürich auf dem Weg zu einem Leuchtturmprojekt klimafreundlicher Entwicklung tatkräftig zu unterstützen, die Akteure der Klimabewegung zu vernetzen, weitere Zielgruppen zu mobilisieren und die Politik und eine breite Öffentlichkeit zu sensibilisieren.

Als besonders relevante Auswirkung der Klimabewegung sieht Dominik Siegrist, dass eine ganze Generation für den Umweltschutz sensibilisiert wird: «Viele der Klimastreikenden sind Gymnasiastinnen oder Studierende, die diese Erfahrung später in ihren beruflichen Positionen einbringen werden.» Auch Politgeograf Michael Hermann schätzt, dass diese Jugendbewegung eine ganze Generation politisieren wird und als eine Art Schulung wirkt. Zudem beobachtet er, dass die Klimajugend sehr reflektierend vorgeht, ganz im Gegensatz zur als lustfeindlich geltenden Ökobewegung der 1970er-Jahre, die den totalen Konsumverzicht forderte.

KLIMA STATT KOHLE

Auf die Frage nach dem persönlichen Engagement in Sachen Klima reagieren Paula Schmid und Dario Vareni souverän, aber auch differenziert. Beide betonen, dass sie persönlich auf Fleisch und weitgehend auf tierische Produkte verzichten und keine Flugreisen unternehmen. Dass viele Junge dafür kritisiert werden, zu demonstrieren und doch in die Ferien zu fliegen, bedauert Dario jedoch: «Wir haben nicht den Anspruch, perfekt zu sein. Wer mit uns für das Klima streikt, hat das Bewusstsein für diese Krise, ist selber aber vielleicht noch nicht konsequent genug.» Dario Vareni findet es schade, dass sich einige nicht getrauen, an den Streiks teilzunehmen, weil sie fliegen. Und Paula Schmid ergänzt: «Es gibt viele Ansätze, die man als Einzelperson verfolgen kann. Viel wichtiger sind aber klare CO₂-Gesetze.» Manchmal verliert Paula die Geduld und denkt, es kann doch nicht sein, dass es immer noch Menschen gibt, die den Klimawandel an sich leugnen. Dann wieder freut sie sich, dass die Bewegung bereits so viele Menschen erreicht hat. Und was, wenn der ganze Aufwand letztlich doch nichts bringt? Auch darauf hat Dario Vareni eine prägnante Antwort: «Wir können es uns nicht erlauben, dass es nichts bringt. Es ist unsere letzte Chance.» <



Man sieht es dieser Swatch nicht an, aber mit ihr lassen sich an der Kasse die Einkäufe bezahlen.

Mobil

bezahlen

– aber womit?

Noch begleichen Herr und Frau Schweizer die meisten Zahlungen bar. Dabei gibt es einige Lösungen, die das einfache Bezahlen via Smartphone und Co. möglich machen. Ein Überblick.

TEXT Stephan Lehmann-Maldonado
BILD Joan Minder

Die verblüffendste Erfolgsgeschichte des mobilen Bezahlers entstand durch Zufall – und nicht im Silicon Valley. In Kenia besitzen mehr Menschen ein Handy als ein Bankkonto und das Wi-Fi kommt noch vor dem fliessenden Wasser ins Haus. Lange verzweifelten Organisationen daran, Gelder in ländlichen Gegenden zu verteilen. Bis die Idee aufkam, den Leuten ihren Mikrokredit per SMS aufs Handy zu senden. Dafür schuf die Vodafone-Tochter Safaricom das Verteilungssystem M-Pesa: M steht für Mobile, Pesa auf Suaheli für «Geld». Es dauerte nicht lange und die Kenianer schickten sich gegenseitig Geld, von Handy zu Handy. 2007 lanciert, ist heute das mobile Zahlssystem 93 Prozent der Kenianer zugänglich.

Im Schweizer Alltag spielen mobile Bezahlverfahren laut der Studie «Swiss Payment Monitor 2019» der Zürcher Hochschule für Angewandte Wissenschaften (ZHAW) und der Universität St. Gallen noch eine untergeordnete Rolle. Weniger als 3 Prozent der Transaktionen und des Umsatzes fliessen über Apps wie Twint oder Apple Pay – obwohl diese eine hohe Bekanntheit und einen breiten Nutzerkreis haben. Gemessen an den Transaktionszahlen liegt das Bargeld weiterhin auf dem ersten Rang, bezüglich des Umsatzes liegen die Debitkarten an der Spitze. «Unsere Zahlungsinfrastruktur funktioniert reibungslos. Es besteht kein grosser Druck, auf neue Zahlungsmöglichkeiten zu wechseln. In Kenia war es nötig, etwas auf der grünen Wiese aufzubauen», erklärt Professor Andreas

Dietrich vom Institut für Finanzdienstleistungen Zug (IFZ) der Hochschule Luzern. Dennoch sind Veränderungen im hiesigen Zahlungsverhalten feststellbar. Das zeigen die Zahlen der Mobile-Payment-App Twint, über die mehr Transaktionen laufen als über alle anderen Mobile-Payment-Apps in der Schweiz zusammen, wie Dietrich schätzt. Im Mai 2017 ist Twint als Gemeinschaftswerk der sechs grössten Banken der Schweiz – darunter die Zürcher Kantonalbank – und der Börsenbetreiberin SIX an den Start gegangen. Heute zählt die App 1,7 Millionen registrierte Nutzer. Täglich werden 100'000 Transaktionen über Twint abgewickelt und kommen 3'000 neue Nutzer hinzu. Anbieter wie Apple Pay, Samsung Pay und Google Pay geben ihre Zahlen nicht bekannt, doch immer mehr Banken kooperieren mit diesen Lösungen. «Wir blicken auf zwei Jahre in der Schweiz mit stetigem Wachstum zurück», verrät Pia De Carli, Mediensprecherin von Samsung Electronics Switzerland. Auch Google und Apple geben an, mit den Nutzerzahlen und dem Kundenfeedback zufrieden zu sein.

Die Bezahl-Apps von Apple, Samsung und Google sind – im Gegensatz zu Twint, die an ein Konto geknüpft ist – mit Kreditkarten hinterlegt. Allerdings schliessen sich Apple Pay und Samsung Pay aus. Apple Pay funktioniert nur über Apple-Geräte, Samsung Pay nur über Geräte von Samsung. Für alle weiteren Android-Telefone bietet sich Google Pay an, für das die Schweiz Neuland darstellt. >

Weitgehend unbeachtet strecken auch chinesische Technologiekonzerne ihre Fühler in der Schweiz aus. AliPay von Alibaba, Chinas grösstem IT-Konglomerat, ist in der Schweiz vorerst chinesischen Touristen vorbehalten. Aber längerfristig hat AliPay das europäische Publikum im Visier. Als zweiter grosser Player aus dem Reich der Mitte ist WeChat Pay für Chinesen in der Schweiz freigeschaltet. WeChat ist die Antwort des chinesischen Internetüberfliegers Tencent auf WhatsApp. In China kann man bereits über ein und denselben Kanal chatten, Geld verschicken und shoppen. Über zwei Drittel der Chinesinnen und Chinesen bezahlen bereits per Smartphone.

Die chinesischen Apps gehören zu Milliardenplattformen, die mit unzähligen Onlineshops verbunden sind. «Den Anbietern geht es nicht um Bankgeschäfte, sondern darum, Kunden mit einer Bezahlfunktion das Leben zu vereinfachen. Eine App deckt viele Dienstleistungen ab», sagt Andreas Dietrich. Auch die App Venmo, die in den USA mit rasanten Wachstumswerten auftrumpft, ist ein Mix zwischen einem Bezahl- und einem Messaging-Dienst. Sie gehört dem Onlinebezahldienst PayPal, der beim Internetshopping auch in der Schweiz eine wichtige Rolle spielt.

Andreas Dietrich hält es für denkbar, dass Facebook ein ähnliches Modell vorschwebt. Immerhin lässt sich in den USA per Facebook Messenger bereits Geld verschicken. Im Sommer hat Facebook in Genf einen Verein zur Gründung der Onlinewährung Libra ins Leben gerufen. Deren Wert soll durch einen internationalen Währungskorb abgesichert werden. «Das letzte Wort haben aber die Regulatoren. Diese sind gerade in den USA skeptisch», gibt Andreas Dietrich zu bedenken.

Immer wieder versuchen Onlinebanken, die ausschliesslich über Apps operieren, sich ein Stück vom Mobile-Payment-Kuchen abzuschneiden. Revolut operiert von London aus, verzeichnet aber rund 50'000 Kunden in der Schweiz. Zak von der Bank Cler und Neon, die mit der Hypothekbank Lenzburg zusammenarbeitet, können ebenfalls bereits auf Nutzerkreise zählen. Derweil beabsichtigen N26 aus Berlin und die Schweizer Lösung Yapeal, in der Schweiz Fuss zu fassen. Dass dies einen langen Atem erfordert, zeigt die Liste jener, die bereits das Handtuch geworfen haben: die Swisscom-App Tapit, eine App von Zürcher Jungunternehmern namens Klimpr, die SBB-App Wally sowie die Genfer App Mobino, die mit Jahrgang 2011 zu den Pionieren zählte. «Um sich durchzusetzen, brauchen Bezahl-Apps einen starken zweiseitigen Markt: Händler und Kunden müssen von einer Lösung überzeugt sein», führt Dietrich aus.

Technologisch dominieren zwei Lösungen fürs mobile Bezahlen: die Nahfeldkommunikation NFC und die QR-Codes, wobei QR für Quick Response

«Mit Twint kann man auch die Parkgebühren bezahlen.»

Victor Schmid

respektive «schnelle Antwort» steht. Mit NFC können Daten per Funk von einem Gerät zum andern übertragen werden, wenn es sich in der Nähe befindet. Es reicht, das Handy an ein Kassenterminal zu halten – und der Betrag ist abgebucht. Viele Konsumenten sind mit dem NFC-Chip vertraut: Er ist auch in Kreditkarten fürs kontaktlose Bezahlen eingebaut. Apple Pay, Samsung Pay und Google Pay basieren auf der NFC-Techno-

logie. Für Läden bedeutet dies, dass sie ihre Kassenterminals kostspielig aufrüsten müssen. «Die NFC-Infrastruktur ist in der Schweiz hervorragend», konstatiert Sandro Graf, Leiter Service Lab und Swiss Payment Research Center der ZHAW.









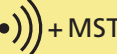




Bei den QR-Codes handelt es sich um die quadratischen, schwarz-weißen Muster, die wir von Plakaten und Inseraten kennen. Sie sind mit den Strichcodes auf den Produktverpackungen verwandt und können mit dem Smartphone gelesen werden. Die Technologie aus den 1990er-Jahren erhält derzeit neuen Aufwind. Praktisch ist an den Codes, dass sie jeder Händler – selbst der Bauernhofladen – einfach generieren kann. «Das vervielfacht den Kreis an Einsatzmöglichkeiten», sagt Andreas Dietrich.




Wer bezahlen will, muss den QR-Code per Smartphone scannen und die Zahlung bestätigen. Twint arbeitet mit QR-Codes, genauso wie AliPay und WeChat Pay, die weltweit am meisten mobile Zahlungen abwickeln. Ergänzend kommt bei Twint an den Ladenkassen Bluetooth zum Einsatz – eine Funktechnologie mit einer etwas grösseren Reichweite als NFC.

Das Rennen um die Vorherrschaft beim mobilen Bezahlen ist noch nicht entschieden. «So wie es verschiedene Kreditkartenanbieter gibt, könnte sich auch eine Handvoll Mobile-Payment-Anbieter etablieren», resümiert Andreas Dietrich. Twint dominiert beim Versenden von Geld unter Bekannten, was ähnlich einfach geht wie das Verschicken einer SMS. Das bieten die Lösungen der Technologiegiganten in der Schweiz noch nicht an, jedoch die Apps von Neon, Revolut und Zak. «Interessant ist bei Twint der vielseitige Einsatzbereich. So kann man etwa auch Parkgebühren damit bezahlen», sagt Twint-Medien-

Verbreitete Lösungen fürs mobile Bezahlen

Die vier mobilen Zahlungsmittel mit der grössten Verbreitung in der Schweiz im Vergleich.

Lösung	Herausgeber	Lancierung	Technologie	Verfügbarkeit	Funktionen	Verbreitung	Kosten
	Die grössten Schweizer Banken und SIX	2017		 Auf jedem Smartphone	Geld senden und anfordern in Echtzeit, E-Commerce, Ladenkassen, Parkplätze, In-App-Bezahlung (z. B. bei SBB Mobile), Coupons, Treuekarten	 1,7 Mio. Nutzer, Nutzung im Ausland in Vorbereitung	Keine
	Apple	2014, in der Schweiz 2016		 Auf iPhones, Apple Watches sowie an allen Apple-Geräten	E-Commerce, Ladenkassen, Treuekarten	 41 Länder, 383 Mio. Nutzer (Loup Ventures 2019)	Keine
	Samsung	2015, in der Schweiz 2017		 Samsung + AppleWatch	E-Commerce, Ladenkassen, Treuekarten	 26 Länder, 51 Mio. Nutzer (Jupiter Research 2018)	Keine
	Google	2011, in der Schweiz 2019		 Auf jedem Android-Smartphone	E-Commerce, Ladenkassen	 29 Länder, 39 Mio. Nutzer (Jupiter Research 2018)	Keine

 QR-Codes
  NFC, Near Field Communication
  Android
 Bluetooth
  MST Magnetic Secure Transmission
  Apple

sprecher Victor Schmid. Apple Pay, Samsung Pay und Google Pay sind international ausgerichtet, bei Twint ist der Einsatzbereich derzeit auf die Schweiz beschränkt.

Welche App eignet sich nun für wen? Das hängt zum einen vom Betriebssystem des eigenen Smartphones ab, zum andern von den Ansprüchen an den Datenschutz. Auf diesen legen zwar alle Anbieter viel Wert, doch nur bei den Schweizer Lösungen bleiben die Daten in der Schweiz. Vor allem aber entscheiden die eigenen Bedürfnisse über die

Wahl der App. Will man damit lediglich Einkäufe tätigen oder auch Beträge an Freunde und die Familie überweisen? Bewegt man sich mehrheitlich in der Schweiz oder möchte man die App auch im Ausland nutzen? Gut möglich, dass sich zumindest die letzte Frage künftig erübrigt: «Mittelfristig soll man mit Twint auch ennet der Grenzen bezahlen können», meint Victor Schmid. Ein erster Schritt dazu ist, dass sich Anfang September sieben mobile Zahlungssysteme aus Europa zur European Mobile Payment Systems Association (EMPSA)

zusammengeschlossen haben. Deren Sitz ist in Zürich. Wenn Twint das Tempo halten kann, schafft sie es eines Tages vielleicht bis nach Kenia. <

i Einfach mobil bezahlen
Mit einem Privatkonto der Zürcher Kantonalbank steht Ihnen für mobile Transaktionen die Bezahl-App Twint offen. Mit einer unserer Kredit- und PrePaid-Karten bezahlen Sie zudem kontaktlos mit einer entsprechenden Uhr von Fitbit, Garmin, Swatch oder Samsung sowie mit Samsung Pay.



Fitness als sozialer Event

Der Anteil übergewichtiger Erwachsener hat sich im Kanton Zürich erstmals seit 25 Jahren stabilisiert. Über drei Viertel der Zürcherinnen und Zürcher bewegen sich regelmässig, auch dank des aktuellen Fitness Trends.

TEXT Sibylle Brunner
ILLUSTRATION Samuel Jordi

«Luft und Bewegung sind die eigentlichen geheimen Sanitätsräte.»

Mit dieser Aussage trifft Theodor Fontane ins Schwarze. Unser Körper braucht Sauerstoff und in Bewegung nehmen wir diesen verstärkt auf. Nach dem Rauchen ist Bewegungsmangel in unserem Land Risikofaktor Nummer 2 für chronische Beschwerden und Erkrankungen wie Diabetes oder Herz-Kreislauf-Krankheiten. Körperlich Aktive stärken ihren Bewegungsapparat, leben länger beschwerdefrei, bleiben geistig fitter und werden später pflegebedürftig. Meist leben sie insgesamt gesundheitsbewusster: rauchen weniger, ernähren sich gesünder und haben weniger Übergewicht. Wer sich regelmässig bewegt, hebt auch seine Stimmung: Man fühlt sich besser und ist ausgeglichener.

Die gute Nachricht für alle Bewegungsmuffel ist: Es ist nie zu spät für einen aktiveren Lebensstil, jeder Schritt zählt. Dies gilt für die Kleinen ebenso wie die Grossen und bereits Älteren. Es bringt schon etwas, im Alltag möglichst viel zu Fuss oder mit dem Fahrrad zu erledigen, einen Morgen- oder Abendspaziergang zu unternehmen, die Treppe statt den Lift zu benutzen oder sich im Garten zu betätigen. Zusätzlich empfehlen sich Aktivitäten, die den Kreislauf ankurbeln, beispielsweise zügiges Gehen, Schwimmen, Wandern oder Joggen.

Aber wie steht es nun genau um die Bewegungsaktivitäten der Zürcher Bevölkerung? Über drei Viertel aller Er-

wachsenen bewegen sich regelmässig. Dies zeigen die Daten der Schweizerischen Gesundheitsbefragung. Seit 2002 werden es immer mehr körperlich Aktive. Doch bei den gänzlich Inaktiven und den mässig Aktiven gibt es durchaus Luft nach oben. Bezüglich Übergewicht und Adipositas steht die Zürcher Bevölkerung im Vergleich zum mittleren Wert der Deutschschweizer Kantone gut da. Das hängt auch mit dem vergleichsweise günstigen Mobilitätsverhalten zusammen. Man legt mehr Wegstrecke zu Fuss oder mit dem Velo zurück. Erfreulich ist, dass sich zum ersten Mal seit 25 Jahren der Anteil der übergewichtigen Erwachsenen stabilisiert hat.

Was möglicherweise eine Trendumkehr begünstigt: Fitnessaktivitäten entwickeln sich heute zunehmend zu einem sozialen Event. Man verabredet sich über Messenger-Apps oder Facebook-Gruppen zu Outdoor-Bootcamps, zum Joggen, Wandern oder Bouldern. Gemeinschaftsanlässe wie Seeüberquerungen und Volksläufe werden immer beliebter. Bewegt man sich zu zweit oder in der Gruppe, dient dies der Gesundheit besonders und verschafft einem noch mehr gesunde Lebensjahre.

Aber auch Fitnesscenter sind ein boomender Markt: Die Zahl steigt rasant und inzwischen hat jeder neunte Bewohner in der Schweiz ein Fitnessabo. Bei den «Best Agers», den über 50-Jährigen, stehen dabei Aktivität und Beweglichkeit im Vordergrund, bei den Jüngeren eher das Sixpack.

Dennoch gibt es Bevölkerungsgruppen, die häufiger von Bewegungsmangel betroffen sind. Zu ihnen gehören etwa Nichterwerbstätige, Personen mit einem niedrigeren Bildungsniveau und Personen mit Migrationshintergrund. Bei Frauen nimmt die Bewegung mit zunehmendem Alter stärker ab als bei Männern, und die ländliche Bevölkerung bewegt sich weniger als die städtische. Die Zürcherinnen und Zürcher zu mehr Bewegung zu animieren, ist eine der Aufgaben von «Prävention und


Gesundheitsförderung Kanton Zürich»: So fördern wir mit gezielten Angeboten für Spielgruppen, Kindertagesstätten und Schulen oder Gemeinden ein gesundes Bewegungsverhalten von Kindern und Jugendlichen. Angebote für die ältere Bevölkerung, wie «Zäme go laufe», das am Institut für Epidemiologie, Biostatistik und Prävention der Universität Zürich entwickelt wurde, verbinden die Bewegung mit dem Geselligen auf vorbildliche Weise. Es richtet sich sowohl an rüstige als auch an in der Mobilität eingeschränkte ältere Menschen. Ganz nach dem Motto «Bewegung für alle nach ihren Möglichkeiten!».

Damit das Zaubermittel Bewegung seine Wirkung entfalten kann, braucht es aber auch ein bewegungsfreundliches Umfeld: sichere Wege zu Spielplätzen, ein gutes Velonetz, breite Trottoirs und barrierefreie Wege. Sorgen wir gemeinsam für eine mobile und vitale Zürcher Bevölkerung! <

Sibylle Brunner leitet «Prävention und Gesundheitsförderung Kanton Zürich». Die Abteilung setzt sich im Auftrag der Regierung des Kantons Zürich mit Sensibilisierungskampagnen und vielfältigen Massnahmenpaketen für die Gesundheit der Zürcherinnen und Zürcher ein, unter anderem im Bereich Ernährung und Bewegung. www.gesundheitsfoerderung-zh.ch

Das tut gut:

- 30 Min. Bewegung bei mittlerer Intensität an 5 Tagen (z. B. zügiges Gehen) oder 95 Min. Bewegung bei hoher Intensität (z. B. Joggen) pro Woche
- Kombinationen möglich
- Neben Ausdauer auch Kraft, Gleichgewicht und Koordination trainieren
- Langes Sitzen immer wieder unterbrechen



**«Wir haben
keine Lust auf
alte Rollen-
zuschreibungen»**

Nicolas Stemann und Benjamin von Blomberg sind die neuen Intendanten am Schauspielhaus Zürich. Mit ihrer Art, Theater zu machen, rütteln sie bewusst kräftig am traditionellen Bild eines Stadttheaters.

TEXT Franziska Imhoff
BILDER Lucas Ziegler

Die Medienkonferenz zum Saisonbeginn haben Sie dynamisch gestaltet: als Speeddating zwischen Journalisten und den acht Regisseuren, die auf den Bühnen des Schauspielhauses inszenieren. Warum?

BENJAMIN VON BLOMBERG: Es reflektiert sehr schön, was wir beabsichtigen. Wir möchten, dass die Künstlerinnen und Künstler nahbar sind und für sich sprechen. Im Kern ist Theater Kommunikation – und diese ereignet sich permanent, nicht erst auf der Bühne. Das Schöne war darüber hinaus: Die Journalisten waren genauso gefordert wie die Künstler und wurden ein aktiver Teil des Dialogs.

NICOLAS STEMANN: Die Journalisten wurden eingeladen, einen Schritt ins Unbekannte zu wagen – und das wollen wir mit den Zuschauern auch tun. Das machen wir auch mit uns, Tag für Tag.

Sie denken Theater ganz neu. Was ist Ihr Konzept?

VON BLOMBERG: Zunächst: Die wichtigste Aufgabe ist, dass wir aufregendes Theater machen! Das kann gelingen, wenn aufregende Künstlerinnen und Künstler in Zürich leben und arbeiten. Sie lassen sich dadurch

anders auf die Stadt ein, kriegen mit, welche Themen aktuell sind, werden zu streitbaren Bürgerinnen und Bürgern. Ein solches Projekt der dissensvollen Vielstimmigkeit zu initiieren, ist auch eine Reaktion darauf, dass derzeit eine konservative, teils reaktionäre Bewegung zurück zu Grenzen und Nationalgefühlen wirksam ist.

Wie sieht Ihr Konzept konkret aus?

VON BLOMBERG: Sieben Hausregisseurinnen und -regisseure plus Nicolas, die sehr unterschiedliche biografische und kulturelle Hintergründe haben und unterschiedliche ästhetische Strategien verfolgen. Wir sehen uns als gesellschaftspolitisches Modell: Was heisst es, wenn auf sehr kleinem Raum diese Menschen zusammen Theater machen? Welche und wie viele Konflikte kommen auf und wie schaffen wir es, diese zu moderieren?

STEMANN: Dialog ist ein zentrales Stichwort, das die sehr unterschiedlichen Künstlerinnen und Künstler des Schauspielhauses eint. Sie suchen einen konkreten Zugang zu ihrem Publikum in unterschiedlichen Disziplinen wie Tanz, Performancekunst oder reinem Sprechtheater. Als Regisseur strebe ich bewusst einen Austausch mit den Zuschauern an. Das ist

das Genuine dieser Kunst: Man ist im selben Moment im selben Raum. Ich versuche, dies in konkrete sinnliche Energie zu überführen, die zum Denken anregt – weil Denken Spass macht.

Acht Regisseure, verschiedene Disziplinen – besteht da nicht die Gefahr, beliebig zu werden?

STEMANN: Ich würde eher von Erweiterung sprechen – das ist für mich nicht beliebig, sondern spannend. Wir konzentrieren uns ja auf eine überschaubare Gruppe von Künstlern und veranstalten kein kuratiertes Festival, wo der Strauss möglichst bunt und gross sein soll. Es stimmt, dass wir zum ersten Mal seit Meg Stuart wieder eine Tanzcompagnie hier ansiedeln. Trajal Harrell (Tanz) oder Wu Tsang (Performance) zu engagieren, ist ein Experiment und birgt ein gewisses Risiko. Die meisten anderen Künstler machen aber explizit Sprechtheater.

VON BLOMBERG: Es wird interessant sein, zu sehen, wie sich die Ästhetiken der Künstlerinnen und Künstler entwickeln, weil sie auf die gleichen Menschen, den gleichen «Gedankenpool» zugreifen. Es gibt dazu zwei Thesen. Die eine ist: Sie nähern sich an. Die andere ist: Weil man mitbekommt, was >



**«Grundsätzlich
unterscheidet uns:
Nicolas ist Künstler und
ich bin Dramaturg.»**

Benjamin von Blomberg

der andere macht, differenziert sich das Vokabular des Einzelnen stärker aus. Ich vertrete die zweite These.

Was soll Theater in mir als Zuschauerin auslösen?

STEMANN: Oft hat das Stadttheater den Ruf, altmodisch zu sein. Man kann Menschen jedoch zu Dingen verführen, von denen sie nicht wussten, dass es sie gibt, und nicht dachten, dass sie ihnen gefallen. Man kann sie dazu bringen, sich recht weit zu bewegen. Das ist es, was ich anstrebe.

Sie möchten Kinder und Jugendliche fürs Theater begeistern. Wie wollen Sie das erreichen?

VON BLOMBERG: Wir möchten, dass sie selbst zu Akteuren werden. Dafür gibt es ein super Format, die Jugendclubs. Jugendliche treffen sich für eine Spielzeit lang einmal die Woche. Man gibt ihnen eine Bühne und Requisiten und sie erproben, was für sie Bühne bedeutet. Bei uns wird es pro Spielzeit vier Jugendclubs geben. Darüber hinaus werden junge professionelle Darstellerinnen und Darsteller dezidiert zwei Repertoireproduktionen bestreiten, aber potenziell auch in den anderen Inszenierungen dabei sein können.

STEMANN: Meine erste Pfauenpremiere ist ein Familienstück, basierend auf Schneewittchen – eine Verneigung vor meinen Kindern, aber auch dem Kind in mir. Es macht wahnsinnig Spass, für Kinder zu denken – es gibt mir künstlerisch die grösstmögliche Freiheit.

Die Saison hat gerade erst begonnen. Worauf sind Sie am meisten gespannt?

VON BLOMBERG: Da gibt es sehr viele Dinge. Wir zeigen zum Beispiel Nicolas' Faust – ein überwältigendes Theaterwerk, das einen mit acht Stunden Spielzeit sehr fordert. Ich bin aber überzeugt, dass die Menschen genau das als lustvoll erleben werden.

STEMANN: Ich habe einen unglaublich schönen Probenstart gehabt und freue mich auf die Schauspielerinnen und

Schauspieler, die jetzt alle zusammenkommen. Ich bin sehr gespannt, wie unsere Stimmung, unser Zusammensein auf das Publikum überspringen werden. Das versuche ich aber im Moment nicht zu präsent werden zu lassen, weil es Druck aufbaut und schnell zu Befangenheit führt. Weiter bin ich neugierig darauf, was aus diesem Zusammensein unterschiedlichster Theaterschaffender menschlich und künstlerisch entsteht, welche Feiern sich ergeben, welche Begegnungen.

Wie sieht Ihre Zusammenarbeit im Alltag aus?

VON BLOMBERG: Grundsätzlich unterscheidet uns: Nicolas ist Künstler, ich bin Dramaturg. Meine Aufgabe ist, die Voraussetzungen dafür zu schaffen, dass Kunst entstehen kann. Meine Arbeit hat viel mit Administration zu tun: Wie gestaltet man Strukturen, Sitzungen oder die Büroverteilung?

STEMANN: Man könnte sagen: Du bist damit beschäftigt, Strukturen zu schaffen und ich damit, Dynamik zu schaffen. Ich merke aber, dass sich das darin nicht erschöpft.

VON BLOMBERG: Da kommen wir darauf zurück, was wir uns für das Theater wünschen: Wir haben keine Lust auf alte Rollenzuschreibungen. Wir müssen uns regelmässig in das Feld des anderen hineinbegeben.

Was schätzen Sie aneinander, was fordert Sie heraus?

STEMANN: Benjamin schafft es, Menschlichkeit, Offenheit und Präsenz zu verbinden mit einer Führungsrolle – und durchaus auch strategischer Klarheit. Er ist deshalb, im Gegensatz zu mir, wie gebacken für das Amt des Intendanten (lacht).

VON BLOMBERG: Was mich herausfordert, schätze ich gleichzeitig an Nicolas. Es gibt in der Zusammenarbeit mit ihm eine Freiheit, die ich sonst nicht erlebe. Freiheit des Denkens, des Humors, einen anderen Blick. Er kann tatsächlich Dinge, die sehr starr sind, in Bewegung versetzen. Ich schätze

ihn zudem extrem als Künstler. Das Anspruchsvolle ist, dass er sich durch Strukturen und Prozesse nicht einfangen lässt. Ich werde mir in diesem Punkt niemals den Nicolas backen können, der für mich der ideale Co-Intendant wäre. So muss es aber sein.

Zum Schluss: Was bewegt Sie persönlich?

STEMANN: Ich denke, dass man die düsteren Zukunftsprognosen ernst nehmen muss, unter anderem den Klimawandel. Ich bin im letzten Jahr für die Intendantenvorbereitung so häufig hin- und hergeflogen und weiss ja, dass das schlecht ist. Wie sehr es möglich ist, mit einem doppelten Bewusstsein zu leben, ist frappierend. Da sehne ich mich nach mehr Einheit von Leben und Bewusstsein. Die Fliegerei ist auf jeden Fall jetzt, da ich hier in Zürich lebe, erstmal beendet.

VON BLOMBERG: Mich beschäftigt, wie man generationenübergreifend im Gespräch bleiben kann. Vieles, was in der Welt passiert, hat mit Generationenkonflikten zu tun. Für den Austausch mit anderen Generationen offen zu bleiben, ist mir deshalb sehr wichtig. <

Nicolas Stemann (51) war zuletzt Hausregisseur bei den Münchner Kammerspielen. Er studierte Germanistik, Philosophie und Schauspieltheater-Regie. Stemann wurde mehrfach zum Berliner Theatertreffen eingeladen, zum ersten Mal 2002 mit «Hamlet». Einen Namen machte er sich mit seinen Inszenierungen von Theater texts Elfriede Jelineks.

Benjamin von Blomberg (41) studierte Historische Musikwissenschaften, Germanistik und Betriebswirtschaft. Von 2012 bis 2015 war er als Chefdramaturg und Leiter der Sparte Schauspiel am Theater Bremen tätig, danach Chefdramaturg bei den Münchner Kammerspielen.



Vom Klassiker bis zur Uraufführung
Die Zürcher Kantonalbank ist stolze Partnerin des Schauspielhauses Zürich. Wir verlosen 3 x 2 Tickets für eine Vorstellung nach Wahl in den Spielstätten Pfauen oder Schiffbau. Bis 31.10.2019 mitmachen unter www.zkb.ch/zh

Macht Mitgefühl ungerecht?

Nicht, wenn wir unsere Empathiefähigkeit trainieren und uns auch von vergessenen Schicksalen bewegen lassen, so Gastautorin Barbara Bleisch.

TEXT Barbara Bleisch
ILLUSTRATION Barbara Ott


Wer wollte bestreiten, dass mit anderen Menschen zu fühlen, eine gute Sache sei? Unseren Kindern bringen wir beizeiten bei, sich in die Haut des Gegenübers zu versetzen und einfühlsam auf dessen Schmerz zu reagieren. Denn nur eine Gesellschaft, deren Mitglieder sich bewegen lassen von der Not anderer, ist eine humane Gesellschaft. Barack Obama diagnostizierte ein Empathie-Defizit sogar als grösstes Problem unserer Zeit: Liesse sich dieses Defizit beheben – unsere Welt wäre eine bessere.

Doch stimmt diese Analyse wirklich? Das Mitgefühl hat in den letzten Jahren an Glanz eingebüsst und wurde sogar Zielscheibe von Kritik. Die Bewegung der «effektiven Altruisten», die alles daran setzt, unsere Welt zu einem besseren Ort für alle zu machen, warnt zum Beispiel, Mitgefühl sei ein schlechter Ratgeber, wenn es darum gehe, wie wir einander am effektivsten helfen können. Nach einem Erdbeben etwa sind wir spendabel, weil es uns leicht fällt, uns in die Betroffenen einzufühlen, die über Nacht ihr Hab und Gut verloren haben. Chronische Armut in Subsahara-Afrika hingegen erregt kaum unser Mitgefühl. Dass

wir viel eher bewegt werden von Unglück in unserer Nähe oder von unmittelbaren Katastrophen, über die viel berichtet wird, deckt sich mit einer Beobachtung, die der Philosoph Jean-Jacques Rousseau schon machte: Das Unglück der «fernen Tataren» bewege uns kaum, denn das Mitleid würde «auf Distanz verdampfen», schrieb Rousseau.

Der deutsche Kulturwissenschaftler Fritz Breithaupt verdächtigt das Mitgefühl in seinem Buch «Die dunklen Seiten der

Altruismus




Empathie» (2017) sogar, ein Brandbeschleuniger politischer Konflikte zu sein: Empathie hegen wir nämlich meist ausschliesslich für jene, die in unseren Augen auf der richtigen Seite stehen. Das Mitgefühl wirkt sich deshalb nicht selten wie eine Variante des sogenannten «confirmation bias» aus, des Bestätigungsfehlers: Wir hegen Mitgefühl für jene, für die wir längst Partei ergriffen haben, was unsere Parteinahme zusätzlich verstärkt. So verstanden, hindert uns das Mitgefühl gerade daran, jene Nüchternheit an den Tag zu legen, die Verständnis für beide Seiten zeigt – was zur Beseitigung politischer Konflikte aber unabdingbar wäre.

Es liegt deshalb nahe, anstelle von Mitgefühl und Empathie mehr Vernunft und Nüchternheit zu fordern. Websites wie jene der Organisation «The Life You Can Save» bieten in dieser Logik warmen Spenderherzen kühle Orientierung: Sie zeigen auf, wel-

che Hilfswerke am effektivsten arbeiten und wo eine Spende am besten eingesetzt wird – ganz unabhängig vom Gefühl.

Das ist alles klug überlegt. Doch es ändert wenig daran, dass wir Menschen uns oft nicht wegen Argumenten, sondern wegen Zuckerbrot und Peitsche bewegen: Die Peitsche macht uns in Form von Sanktionen und Verboten Beine, wenn es darum geht, das Wohl der anderen zu bedenken. Als Zuckerbrot getarnt, schlägt die Peitsche mithilfe sogenannter «nudges» zu – etwa indem «Ökostrom» als Standardangebot definiert wird.



Zuckerbrot und Peitsche mögen im konkreten Fall genau das Richtige sein. Doch als alleiniges Mittel taugen sie nicht. Wir würden dann zwar auf Humanität getrimmt, blieben innerlich jedoch unberührt. Wir handelten zugunsten anderer, aber nicht um derentwillen, sondern weil die Peitsche droht oder uns das Zuckerbrot entzogen wird. Wahre Menschlichkeit ist aber darauf angewiesen, dass wir uns in unser Gegenüber einfühlen und uns sein Leiden bewegt. Je mehr wir unsere Verantwortung delegieren und glauben, uns nur dann für andere einsetzen zu müssen, wenn wir dazu angehalten werden, desto mehr verlernen wir, selbst zu sehen, zu denken und schliesslich zu handeln. Wir verlernen letztlich, erwachsen und empfindsam zu sein.

Auch wenn das Mitleid, das Mitgefühl, uns zuweilen einseitig reagieren lässt – es hat sein Gutes. Es hält das Gefühl in uns wach, dass es von grossem Wert ist, offen zu bleiben für das Schicksal anderer. Um in unserem Mitleid nicht parteilich zu werden, brauchen wir aber Kunst und Medien: Wir brauchen Filme und Geschichten, die uns von vergessenem Elend erzählen und Partei für jene ergreifen, die keine Lobby haben. Sodass wir unsere Einfühlung trainieren und empfänglich bleiben können für das Leiden und Hoffen anderer. <

Barbara Bleisch ist Philosophin, Autorin und moderiert seit neun Jahren die «Sternstunde Philosophie» bei SRF. Sie hat am Ethik-Zentrum der Universität Zürich promoviert und ist Dozentin für Ethik in verschiedenen Weiterbildungsstudiengängen.

Schauspielhaus Zürich

Flex

Angeregt durch Texte von Laurie Penny u.v.a.m., Inszenierung: Suna Gürler

Wunschkonzert

Von Franz Xaver Kroetz, Inszenierung: Yana Ross

Miranda Julys

Der erste fiese Typ

Nach dem Roman von Miranda July, Inszenierung: Christopher Rüping,

Sudden Rise

Von Moved by the Motion (Wu Tsang & boychild mit Patrick Belaga, Josh Johnson, Asma Maroof)

Faust I, Faust I & II

Von Johann Wolfgang von Goethe, Inszenierung: Nicolas Stemann

Kasimir und Karoline

Von Ödön von Horváth, Inszenierung: Leonie Böhm

In the Mood for Frank

Inszenierung & Choreografie: Trajal Harrell

Ab Sept 2019

Frankie

Christoph Schenk

Offensiver Realismus im Aufwind

ILLUSTRATION Jörn Kaspuhl



Der schwelende Handelskonflikt zwischen den USA und China ist prominentes Beispiel für das harte Ringen um die geopolitische Weltordnung. Begriffe wie «neuer Kalter Krieg» oder «Kampf der Kulturen» finden immer häufiger den Weg in die Schlagzeilen. Sie zeugen von Machtansprüchen und dem Bedürfnis nach Geltung und Anerkennung. Damit steht China längst nicht allein da. Auch die EU, Russland, Indien, der Iran, Saudi-Arabien und Brasilien möchten im globalen Machtgefüge ein Wörtchen mitreden.

Für die Gestaltung einer neuen Weltordnung bieten sich unterschiedliche theoretische und praktische Ansätze an. Die EU setzt mit überstaatlichen Organisationen, Übereinkünften und Verhandlungen beispielsweise konsensorientiert auf den Liberalismus internationaler Beziehungen. Allein die Entscheidungsfindung wie auch Verhandlungen verlaufen in der Praxis allerdings äusserst träge.

In der Denkschule des offensiven Realismus internationaler Beziehungen ist das Überleben des eigenen Staates oberstes Credo, da auf Stufe der Staaten Anarchie herrscht. Internationalen Organisationen gelingt es nicht, dauerhafte Kontrollstrukturen zwischen Staaten zu bilden. Um Mitspieler in Schach zu halten, versuchen Nationen deshalb, möglichst viel Macht an sich zu reissen, dominierende Staaten funktionieren dabei als monolithischer Block, und ihre Staatsform spielt bei der Gestaltung der Aussenpolitik keine Rolle.

US-Präsident Trump ist ein Verfechter des offensiven Realismus, der derzeit klar Aufwind hat und sich ohne nennenswerten Widerspruch bereits im politischen Gefüge etabliert

hat. Dem offensiven Realismus zugewandte Staaten streben stets nach mehr Macht. Einerseits um das eigene Sicherheitsbedürfnis zu befriedigen und andererseits um ihre Vorherrschaft zu zementieren.

John Mearsheimer (*1947), Politikwissenschaftler an der University of Chicago, beschreibt als Vater des offensiven Realismus in seinem Buch «The Tragedy of Great Power Politics» den Umstand, dass sich eine Grossmacht gegenüber ihren Gegnern immer aggressiv verhält. Nicht nur weil sie die Fähigkeit und den Anreiz dazu hat, sondern weil dies der beste Weg ist, um ihre eigene Sicherheit zu gewährleisten. Mearsheimer glaubt nicht an die Möglichkeit einer globalen Hegemonie. Staaten wie die USA, die regionale Hegemonie erreicht haben, greifen anderswo nur ein, wenn die dortigen Mächte den Aufstieg eines Hegemons nicht verhindern können. China und der Iran sind Beispiele für Staaten, welche die Vorherrschaft über andere Herrschende haben, die nicht in der Lage sind, ihre Macht herauszufordern.

Aktuell befindet sich der Liberalismus auf der Verliererstrasse. Nicht internationale Organisationen schaffen die neue Weltordnung, sondern die USA als globaler Hegemon, welcher keine regionalen Mächte zulässt. <

Christoph Schenk, 53, ist Wirtschaftswissenschaftler und seit 2014 Chief Investment Officer (CIO) der Zürcher Kantonalbank.

Hüter der Artenvielfalt

Der Obstgarten «Reben» in Höri ist eine lebendige Genbank mit über 230 Sorten. Hans Brunner kennt sie alle – er betreut im Auftrag der Vereinigung Fructus die nationale Obstsortensammlung.

TEXT Ralph Hofbauer
BILD Bruno Augsburg

Platz für die Launen der Natur – das gibt es im sieben Hektaren grossen Obstgarten Reben am Hörberg. Hier, in der Nähe von Bülach, wachsen Sorten, die in keinem Supermarkt zu finden sind. Die Birnensorte Schweizer Hose etwa, deren blau-gelb-gestreifte Zeichnung an die Kleidung der Schweizergardisten erinnert. Oder der Sternapi, ein Apfel, der durch seine fünfeckige Form auffällt. Die Wurzeln beider Sorten reichen bis in die Römerzeit zurück.

Die Vereinigung Fructus setzt sich seit 1985 dafür ein, dass alte Sorten wie diese erhalten bleiben. «In den Läden gibt es heute nur wenige Standardsorten. Wir möchten wieder mehr Vielfalt auf den Tisch bringen», sagt Projektleiter Hans Brunner. Sein Interesse gilt dem Erbgut der Früchte. Der 65-jährige Biobauer betreut den Obstgarten, der seit 2003 als nationale Obstsortensammlung vom Bund mitfinanziert wird. Die lebendige Genbank umfasst über 230 Apfel-, Birnen- und Kirschensorten. Sie liegt in einem kantonalen Naturschutzgebiet und ist ein Idyll – abgesehen von den Flugzeugen, die im Fünfminutentakt Klotten anfliegen.

Der Kontrast zu den umliegenden Feldern könnte grösser nicht sein: Im Obstgarten ist jeder Baum ein Unikat, ausserhalb dominieren Monokulturen. «Eine ausgeräumte Land-

schaft», stellt Hans Brunner fest, während er seinen Blick über das Hügelland schweifen lässt. Als sein Grossvater 1910 im acht Kilometer entfernten Steinmaur die Mosterei Brunner gründete, war die Vegetation vielfältiger. Feldobstkulturen mit Hochstammbäumen waren damals Teil des Landschaftsbilds. Im Gegensatz zu den heute verbreiteten Niederstamplantagen bieten sie Vögeln und Insekten wertvolle Lebensräume, so auch im Obstgarten Reben.

«Das Zürcher Unterland war für den Obstbau einst so bedeutend wie heute die Ostschweiz», weiss Brunner. Davon zeugen lokale Sorten wie der Wehntaler Hagapfel, den Fructus 2015 zur Obstsorte des Jahres kürte. Da sie wenig anfällig auf Feuerbrand und Pilzkrankheiten ist, hat die Mostobstsorte grosses Potenzial. Eine Wiederentdeckung ist auch die Oberrieder Glanzreinette, die den frostigen Frühling von 2017 schadlos überstanden hat. Als Brunner den Apfel zum ersten Mal probierte, staunte er über das süss-würzige Aroma: «Solche Überraschungen gibt es in unserem Obstgarten immer wieder.»

Fructus erhält regelmässig Aufträge, vom Aussterben bedrohte Sorten zu vermehren. Durch Veredelungstechniken wie das Pfropfen lassen sich alte Obstsorten sichern. Dabei werden Edelreiser – abgeschnittene Triebe einer seltenen Sorte – mit Bast und Baumwachs auf einen robusten Stammbildner wie etwa den Schneiderapfel aufgepfropft. In der Folge kümmert sich Hans Brunner um den Erhalt der Bäume und prüft, wie robust sie gegen Krankheiten sind.

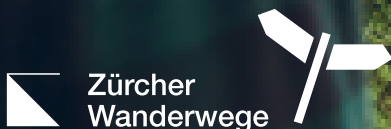
In der Erntezeit werden die Früchte pomologisch bestimmt: Experten analysieren die Sorten mithilfe von molekulargenetischen Methoden und Fachbüchern. Vielversprechende Sorten prüft Fructus auf weitere Verwendungszwecke und bietet sie Baumschulen an. Schliesslich kommt die Bevölkerung in den Genuss der Raritäten: Die vier Landwirte, die den Garten bewirtschaften, verkaufen das Obst in der Region. <

Meine Bank

In dieser Rubrik porträtiert das Magazin «ZH» Menschen aus dem Kanton Zürich mit einem besonderen Verhältnis zu einer Bank – «Bank» in den unterschiedlichsten Bedeutungen des Worts.



Hans Brunner im Obstgarten
in Höri, eine lebendige Genbank
mit über 230 Birnen-, Apfel-
und Kirschensorten.



Wegweisend. Zürcher Wanderwege.

Geniessen Sie Wanderungen vom einfachen Spaziergang bis zur anspruchsvollen Bergtour. Die nahe Bank.

224545 September 2019

zkb.ch/wanderprogramm

